Band 915 • DM 2,20

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

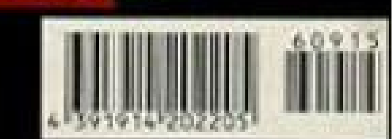
JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Macht des Schicksals

Band 915 • DM 2,20

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18
Frankreich F 10.00 / Italien L 3500 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Macht des Schicksals

John Sinclair Nr. 915

Teil 3/3

von Jason Dark

erschienen am 16.01.1996

Titelbild von Maren / Clemente

Sinclair Crew

Macht des Schicksals

Als Suko, der gefahren war, den Leih-BMW nahe der kleinen, fast völlig zerstörten Kapelle stoppte, blieben er und der Abbé noch auf ihren Plätzen und schauten nach vorn.

Keiner von ihnen sprach ein Wort. Jeder versuchte für sich, etwas von der Atmosphäre und auch von dem Äußeren der Kapelle in sich aufzunehmen, denn, wenn alles stimmte, von dem sie ausgingen, war diese Kapelle ein Bindeglied zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit. Sie bildete gewissermaßen eine Brücke zwischen den Zeiten.

Die Kapelle war fast tausend Jahre alt. Es lag also auf der Hand, daß sie in keinem guten Zustand mehr war, doch der Turm stand noch, auch wenn die Spitze eingeknickt war. Das Gestein sah relativ hell aus, weil sich im Laufe der Zeit der saure Regen regelrecht hineingefressen hatte.

Suko nickte und unterbrach sein Schweigen. »Das also ist die Kapelle.«

»Ja. Hier hat Sven Hansen sein unwahrscheinliches Erlebnis gehabt, und es besteht kein Grund, ihm nicht zu glauben.«

Wieder nickte Suko, löste den Sicherheitsgurt und öffnete den Wagenschlag. Er stieg hinein in die warme, aber dennoch klare Mailuft, die ihn umfächerte, denn die Luft war noch längst nicht schwül geworden. Der Frühsommer zeigte sich hier in all seiner Schönheit. In der Ferne leuchteten die Wiesen in den Farben der Sommerblumen.

Auch der Abbé hatte den Wagen verlassen. In seiner Kutte mit dem weißen Templerkreuz wirkte er wie eine Gestalt aus der fernen Vergangenheit. Der Wind spielte mit dem weit geschnittenen Mantel und warf oberhalb des Saumes Falten.

Stille umgab die Männer. Zwar führte im Norden die Autobahn vorbei, aber die Geräusche der dahinrasenden Fahrzeuge waren nicht zu hören, höchstens bei sehr ungünstigen Windverhältnissen.

Ein klarer Himmel spannte sich über ihren Köpfen. Die wenigen kleinen Wolken wurden von der Bläue geschluckt. Die Sonne schien nicht zu warm, doch in dem Wagen hatte sich die Hitze gestaut.

Die beiden Männer gingen über einen Boden, der mit Staub und kleinen Steinen bedeckt war. Nur wenige Grasbüschel ernährte der Boden. Einige Wochen später, im Hochsommer, würden auch sie verdorrt sein.

Sie betraten die Kapelle noch nicht, sondern suchten zunächst in der Umgebung nach Spuren. Dazu hatten sich die Freunde geteilt, aber sie trafen dort wieder zusammen, wo einmal der Eingang gewesen war und jetzt ein breites Loch gähnte.

Suko schob sich zuerst in den zerstörten Raum, stieg über Steine hinweg, drückte sich an alten Holzresten vorbei und blieb dort stehen, wo ein Rucksack lag. Der gehörte dem Mann, der jetzt im Behandlungszimmer eines Arztes seine Verletzungen behandeln ließ. Daß sich Hansen die Wunden in der Vergangenheit zugezogen und sie in die Gegenwart hineingebracht hatte, war kaum zu glauben.

Suko wartete, bis auch der Abbé neben ihm stand, dann sagte er leise: »Kompliment, es stimmt.«

»Warum nicht? Hattest du Zweifel?«

Der Inspektor hob die Schultern. »Einige schon, wenn ich ehrlich sein soll, aber hier haben wir den Beweis.«

»Mit dem wir leider nichts anfangen können«, murmelte der Abbé. Er war zwar nicht ärgerlich, aber auf seiner Stirn lag schon ein Muster aus Falten. Wo die beiden auch hinschauten, einen Hinweis auf eine dämonische Aktivität aus der fernen Vergangenheit konnten sie beim besten Willen nicht entdecken.

Beide beschäftigten sich mit den gleichen Gedanken und Schlußfolgerungen, und nur Suko sprach sie aus. »Wir werden wohl nicht darauf vertrauen können, daß irgend jemand mit uns das gleiche vorhat wie mit Hansen. Wer immer Regie führt, er handelt nach seinen eigenen Gesetzen.«

Der Templer stimmte ihm durch ein Nicken zu und bewegte sich von Suko weg. Er durchschritt das Innere der Kapelle wie jemand, der gekommen war, um eine Messe abzuhalten, so feierlich war sein Gang. Er bewegte den Kopf, schaute sich die schmutzigen Wände an, stieg über Trümmer hinweg, und das Stirnrunzeln hatte sich bei ihm vertieft. Zum Altar führte eine kleine Treppe hoch. Die Stufen gab es noch, doch sie waren ziemlich zerstört.

Der Abbé ging dorthin, wo einmal der Altar gestanden hatte. Von ihm waren ebenfalls nur Fragmente zurückgeblieben. Die beiden äußeren Stützen gab es noch, die Platte war zerbrochen, und auf den Stempeln waren nur mit großer Mühe die beiden Buchstaben zu erkennen, ein Alpha und ein Omega.

Der Abbé klärte Suko, der am Beginn der ersten Stufe stand, darüber auf.

»Kannst du dir vorstellen, welche Bedeutung die beiden Buchstaben gehabt haben?«

Bloch nickte. Anfang und Ende. »In diesem Zwischenraum liegt praktisch die gesamte Welt, wenn man es philosophisch betrachtet.«

»Willst du das denn?«

»Nein.«

»Sondern?«

Bloch lächelte. »Vielleicht hat derjenige, der hier einmal seine Heimat gefunden hat, über die Philosophie nachgedacht, aber ich denke doch, daß dieser Mann mehr der Praxis zugetan war und hier in dieser Kapelle experimentiert hat.«

»Womit?«

Der Abbé strich mit der Hand über die verstaubten Altarreste, als könnten sie ihm eine Wahrheit vermitteln. »Ich gehe einmal davon aus, daß die Kapelle entweiht worden ist. Im einzelnen heißt das, daß dieser St.Clair hier Experimente durchgeführt hat. Hier, in dieser Kapelle, und ich scheue mich auch nicht, sie als magische oder schwarzmagische Experimente anzusehen.«

»Puh.« Suko atmete laut aus. »Das ist starker Tobak!«

»Ich verstehe dich nicht«, sagte der Abbé. »Du müßtest doch zahlreiche Personen kennen, die sich der Schwarzen Magie verschrieben haben und bestimmte Experimente durchführen.«

Suko gab ihm durch sein Nicken recht. »Alles klar. Was mich nur dabei stört, ist folgendes: Hier kann jemand experimentiert haben, aber daß dieser Jemand den Namen St.Clair trägt, das ist für mich

doch schwer zu verdauen.«

Er hörte das Lachen des Abbé und danach seine Frage. »Denkst du denn, daß die Sinclairs Heilige gewesen sind?«

»Nein, das nicht.«

»John und seine Eltern können nichts für ihre Abstammung und auch nichts für ihre Vorfahren.«

»Obwohl sich der Kreis allmählich schließt«, gab der Inspektor zu bedenken.

Bloch lächelte. »Noch haben wir es nicht geschafft, eine Verbindung zwischen den Zeiten herzustellen. Aber ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben.«

»Ich auch nicht.«

Der Templer blieb nahe des zerstörten Altars stehen. Er hatte seinen Kopf etwas angehoben, um die Blicke an den Wänden und an der Decke entlanggleiten zu lassen. Er sah dabei aus, als suchte er nach einem bestimmten Hinweis, dann aber ließ er seine Hand in die rechte Kuttentasche gleiten, und Suko wußte genau, daß er dort den magischen Würfel umfaßt hielt. Er holte ihn nicht hervor, der Würfel und die Hand blieben in der Tasche verschwunden, und nach einer gewissen Weile erkundigte sich Suko, weshalb er das tat.

»Ich möchte etwas herausfinden«, sagte der Abbé leise, »denn ich habe den Eindruck, daß sich der Würfel meldet. Das ist so ähnlich wie bei Johns Kreuz. Als ich es gestern versuchte, da war zwischen mir und dem Würfel eine Blockade entstanden, die scheint mir nun endgültig verschwunden zu sein.«

»Was spürst du denn?«

»Nichts Bestimmtes. Es ist auch nur mehr ein Gefühl, eine Vorausschau, daß sich etwas ereignen könnte.«

»Da bin ich gespannt.«

Der Templerführer ließ seine Hand nicht mehr länger in der Tasche. Er holte den Würfel hervor und präsentierte ihn auf der Handfläche.

Die Regeln waren dem Inspektor bekannt. Er durfte den Abbé auf keinen Fall stören und ihn damit aus dem Konzept bringen. Damit es dem Würfel gelang, eine Brücke zwischen den beiden zu bauen, brauchte er die absolute Ruhe.

Es war der Würfel des Heils. Ein anderer, ein identischer, befand sich im Besitz des Spuks, eines mächtigen Dämons, der das Reich der Schatten und das der verlorenen Dämonenseelen kontrollierte.

Bloch stand dort, wo einmal die Altarplatte die beiden Stempel verbunden hatte. Er hielt den Blick gesenkt. Der Würfel lag jetzt auf beiden Handflächen.

Suko hielt sich zurück. Er wollte keinen Schritt von seinem Standort abweichen. Das leiseste Kratzen und Schaben auf dem Boden hätte den Abbé aus dem Konzept bringen können.

Warten…
Hoffen…
Bloch konzentrierte sich. Das bedeutete gleichzeitig auch eine sehr große Anstrengung. Bei ihm daran zu erkennen, daß sich auf seiner Stirn Schweißperlen bildeten.
Bloch bewegte seine Lippen. Er schien leise zu sprechen oder im stillen etwas zu wiederholen, was er auf keinen Fall vergessen wollte.
Die Spannung wuchs. Für Suko war die Stille zwischen den Mauern noch dichter geworden. Selbst sein eigenes, leises Atmen störte ihn. Er schaute nur auf den Templer. Durch die Konzentration auf den einen Punkt, spürte er bald die damit verbundene Anstrengung, und die absolute Klarheit seines Blicks ging verloren.
Für Suko war es ein gutes Zeichen. Dem Templer mußte der Kontakt gelungen sein.
Noch behielt er die Botschaft für sich, und Suko traute sich auch nicht, ihm eine Frage zu stellen. Er wartete. Seiner Meinung nach konnte es nicht mehr lange dauern.
Auch in seiner Nähe geschah etwas.
Er bewegte sich und drehte den Kopf. Er glaubte, etwas zu sehen. In der doch klaren Luft hatten sich Schlieren gebildet, aber das Wahre hielt sich weiterhin versteckt, als wollte es einen bestimmten Spiegel auf keinen Fall durchdringen.
»Suko…«
»Ja, was ist?«
Der Abbé hob den Kopf, um den Inspektor anschauen zu können. »Ich habe die Verbindung. Der Würfel reagiert. Seine Schlieren sind erschienen, sie tanzen. Ein Phänomen der Zeit. Hier rückt einiges zusammen, Suko, ich spüre es.«
»Ich auch«, gab der Inspektor zu, und das war nicht gelogen, denn in der zerstörten Kapelle baute sich etwas auf. Ein Hologramm oder ein magisches Gespenst aus Bildern, das seine Unsichtbarkeit verlassen hatte und sich nur nach vorn drängte, um in den dreidimensionalen und sichtbaren Bereich zu gelangen.
Sehr dünn nur, sehr schwach, gespenstisch und auch geisterhaft, dabei leicht zerfließend und trotzdem noch zu erkennen. Zumindest sah Suko die beiden Personen, auf die er so lange gewartet hatte.
John Sinclair und seine Vorfahren St.Clair!

***

Ich hörte das Schnauben des Pferdes und entdeckte die Gestalt, die auf dem Rücken des Tieres gesessen hatte. Wir standen in der Vergangenheit, umgeben von den Wänden einer Kapelle, von der ich nicht wußte, welchem Zweck sie diente. War sie nun der Kirche oder dem Teufel geweiht?

Möglicherweise traf beides zu, denn auch Gilles de St.Clair war, was seinen Hintergrund anging, so etwas wie ein Zwitter, der auf zwei Hochzeiten tanzte.

Zwei Männer also standen sich gegenüber.

Auf der einen Seite ein Mensch wie ich, auf der anderen ein Katharer und Mystiker, der seine Seele dem Teufel verkauft hatte, um selbst überleben zu können. Es war ein Vorfahr der Sinclairs, nur hatte er damals noch St.Clair geheißen, im Süden Frankreichs gelebt, wo unser Name herstammt.

Da hatten die Wurzeln gelegen, und mich hatte es wieder in diese Zeit hinein verschlagen. Ausgerechnet für mich war es ein Schock gewesen, erfahren zu müssen, daß einer mit dem Namen St.Clair einen Pakt mit dem Teufel geschlossen hatte, aber ich hatte auch erleben müssen, wie vielfältig die Welt schon damals gewesen war. Mit diesem Problem würde ich umgehen können, mit einem anderen weniger.

Da ging es um meine Eltern, die einen grausamen und nicht erwarteten Besuch bekommen hatten.

Ein Schatten, etwas Urböses, hatte sich ihnen genähert und war auch in ihr Haus eingedrungen. Ein böses Etwas, eine Seele, wie ich jetzt wußte, und sie hatte einmal diesem St.Clair gehört, der mir gegenüberstand. Um nicht sterben zu müssen, hatte er sie an den Teufel verkauft und sich dabei der alten arabischen und jüdischen Mysterien bedient, die schriftlich hinterlassen worden waren. Uralte Zauberformeln hatten ihm dabei geholfen. Seine Seele war vom Körper getrennt worden und führte praktisch ein gefährliches Eigenleben, besonders für meine Eltern, die die Seele in ihren Bann gebracht hatte.

So hatte mein Vater versucht, seine Frau zu töten.

Auch andere Menschen hatte er vernichten wollen, war aber durch St.Clair, der aus der Vergangenheit bei ihm erschienen war, daran gehindert worden. Da mich meine Eltern als Helfer zu sich geholt hatten, war ich darüber informiert worden, ohne allerdings die genauen Gründe für das Eingreifen zu kennen. Es paßte eigentlich nicht zusammen, daß die Seele den Tod eines Menschen wollte und der Körper eine Rettung.

Dann war ich am Haus meiner Eltern mit Gilles de St. Clair zusammengetroffen, wobei ich zuvor noch die Leiche Sergeant McDuffs gefunden hatte. Dieser Mann war in das Grauen hineingeraten und dabei getötet worden. Der Schatten oder die Seele hatte ihn gepackt und auf brutale Weise ermordet.

Es lag alles noch in der Schwebe. Ich wußte einiges, aber im Prinzip viel zu wenig, und ich war auch nicht über die Hintergründe eingeweiht worden. Ich hatte nur nichts dagegen unternehmen können, von diesem Reiter in die Vergangenheit geholt zu werden und

damit in diese Kapelle, die auch in der Gegenwart eine Rolle spielte, denn dort hatte ein Mann namens Sven Hansen ebenfalls eine Begegnung mit dem Reiter gehabt und war von ihm in die Vergangenheit geschleppt worden.

Dieser Mann war dann über den Knochensessel wieder in seine Zeit transportiert worden und hatte sich bei den Templern des Abbé Bloch wiedergefunden, der mich über den Fall informiert hatte. Da ich zu meinen Eltern mußte, war Suko losgefahren, um die Templer zu besuchen, aber der große Kreis des Schicksals hatte sich wieder geschlossen.

»Es war mein Reich«, flüsterte mir St.Clair zu. »Hier in dieser Kapelle habe ich geforscht und gearbeitet.«

»Auch gebetet?«

»Auch das. Ich habe meine eigenen Gebete erfunden.« Er lächelte schmallippig. »Du kannst dir vorstellen, daß ich sie nicht unbedingt der Kirche preisgeben wollte.«

»Sie war dein Feind!«

»Sie war unser aller Feind!« betonte er. »Der Feind des Menschen, die hier im Languedoc ihre Heimat gefunden hatten. Uns gehörte der Süden, bis hin zur Küste. Wir fühlten uns dort sehr wohl. Alles war in Ordnung. Wir hatten unser Leben eingerichtet, und wir, die Katharer, hatten auch unsere Religion, mit der Rom nicht zurechtkam, ebensowenig wie der Staat. Deshalb wurden wir gejagt. Wir waren weiter im Denken, wir waren reicher, denn uns standen die Handelswege in Richtung Süden offen. Wir waren auch reicher im Geiste, denn uns blieben die arabischen und altjüdischen Mysterien nicht verborgen. Wir waren gebildeter, denn in unseren Schulen konnte jeder die Kunst des Lesens und des Schreibens erlernen. Bei vielen Adeligen aus dem Norden war es dagegen eine Sensation, wenn sie wenigstens ihren Namen schreiben konnten. Das alles führte zu Neid, zu Haß und zur ersten großen Vernichtung eines Volkes, wobei Kirche und Staat keine Rücksicht auf Frauen und Kinder nahmen.«

Ich nickte ihm zu. »Ja, darüber bin ich informiert. Ich kenne mich ein wenig in der Geschichte aus. Es waren die Albigenser-Kriege, nach dem Konzil von Albin genannt.«

St.Clair lächelte. »Es ehrt dich, daß du viel über unsere Zeit weißt.«

»Leider nicht genug.«

»Du stehst in ihr.«

»Das ist mir klar.«

»Was willst du noch?«

»Wieder zurück. Ich brauche hier nicht zu sein. Ich habe eine andere Aufgabe zu erfüllen.«

Gilles de St.Clair schwieg. »Ich kann dich verstehen, daß du dorthin willst, wohin auch ich fliehen mußte, als es hier zu schlimm wurde

und ich nicht mehr forschen konnte. Die Insel im Norden kam uns damals wie das gelobte Land vor, und wir sind dort auch aufgenommen worden. Wir haben uns wohl gefühlt, aber die Vorbereitungen habe ich hier an diesem Ort treffen können. Zu meinem Glück.«

»Dann hast du hier deine Seele an den Teufel verkauft.«

»So ist es gewesen, John Sinclair. Hier in dieser Kapelle trafen altes und neues Wissen zusammen. Hier habe ich den Kontakt gefunden, hier wurde mir das ewige Leben versprochen, und das Versprechen ist eingehalten worden. Ich existiere noch immer, zusammen mit meiner Seele, die sich vom Körper gelöst hat.«

»Sie geht also ihren eigenen Weg.«

»Ja.«

»Und dann hast du meinen Vater davon abgehalten, zwei Menschen zu töten, auf die er im Wald nahe seines Hauses stieß?«

»Das tat ich. Wundert es dich?«

Ich verzog den Mund, als ich antwortete. »Natürlich muß es mich wundern, denn du bist doch derjenige, der dem Teufel dient und…«

Er hob einen Arm und brachte mich zum Schweigen. »Nein, nicht ich bin es, sondern meine Seele.«

»Hast du noch Verbindung zu ihr?«

»Sie ist da, wenn ich es will.«

»Du kannst sie also beeinflussen?«

»Nicht immer und auch nicht so direkt. Ich muß jedesmal einen Preis zahlen.«

»Wie sieht dieser Preis aus?«

»Ein Menschenleben. Um eines zu schonen, muß ich ein anderes hergeben. Der große, schwarze Engel, auch Teufel oder Satan genannt, ist unersättlich. Er will Seelen haben, und so hat er eine Seele bekommen, während dein Vater noch verschont wurde.«

Ich wußte Bescheid. Es lag auf der Hand, und ich hatte plötzlich das Gefühl, explodieren zu müssen.

»Sprichst du von dem Mann mit den roten Haaren, Gilles?«

»Ja, er starb, damit dein Vater leben konnte. So einfach sind die Regeln. Sie waren früher so, und sie werden es immer bleiben, das muß ich dir nicht sagen. Du bist eben ein Sinclair, und ich weiß über dich Bescheid. Es hat lange gedauert, bis ich mich an dich herangetraut habe, aber nun ist es geschafft. Wir haben uns kennengelernt, und du hast erfahren können, daß die Sinclairs etwas Besonderes sind. Sowohl ich als auch du. Wir beide stammen aus verschiedenen Zeiten, aber wir gehören zu den Wissenden und haben deshalb die Macht.«

»Ich habe dich genau verstanden, und ich weiß auch Bescheid. Aber du hast wohl meine Neugierde überschätzt, Gilles. Ich will wieder

zurück in meine Heimat, zu meinen Eltern, die ich nicht allein lassen kann, das weißt du genau.«

»Wegen meiner Seele.«

»So ist es.«

Er schüttelte den Kopf. »Da muß ich dich enttäuschen. Deine Eltern sind ihr versprochen. Der Teufel hat mich nicht grundlos am Leben gelassen, ich muß seine Auflagen erfüllen. Du bist ein Sinclair, deine Eltern sind es, euer Stammbaum ist weit verzweigt, aber die Zeit ist reif, um die Sinclairs sterben zu lassen, die gegen IHN sind. Du weißt, wen ich meine.«

»Sehr genau sogar«, flüsterte ich.

»Da ich wußte, daß du gegen IHN kämpfen würdest, ich mein Versprechen IHM und meiner Seele gegenüber aber halten muß, habe ich dich in die Vergangenheit mitgenommen. Du wirst sicherlich irgendwann in deine Zeit zurückkehren, aber das bestimme ich. Ich werde es dir erlauben, oder dich noch warten lassen.«

Ich glaubte ihm jedes Wort, und ich spürte dabei, wie es mir kalt den Rücken hinabrann. Indirekt war immer vom Tod meiner Eltern gesprochen worden, was ich auf keinen Fall hinnehmen wollte.

Ich war von ihnen zu ihrem Schutz geholt worden. Ich hatte bisher versagt, aber ich würde es nicht weiter zulassen, wenn ich auf die normale Art und Weise nicht weiterkam, dann auf eine andere.

»Ich werde nicht hier in dieser Zeit und auch nicht hier in der Kapelle bleiben. Ich werde nicht warten, bis es dir einfällt, mich wieder in meine Zeit zu schicken, ob mit dir oder ohne dich. Wenn du nicht das tust, was ich will, muß ich dich zwingen, und es wird mir nichts ausmachen, dich zu töten.«

»Töten hast du gesagt?«

»So ist es.«

»Ein Sinclair will einen St.Clair töten?«

»Du hast es begriffen.«

»Kannst du dir vorstellen, was dann passieren wird?«

»Einigermaßen. Aber ob du lebst oder tot bist, es wird immer etwas passieren, das mir nicht gefällt. Und deshalb kann ich auf dich keine Rücksicht nehmen. Du hast dich dem Teufel verkauft, ich aber sehe in ihm einen Todfeind. Wir beide werden niemals zusammenkommen. Vielleicht hast du auch einen großen Fehler gemacht, der dir schon jetzt verziehen ist, weil du eben nicht alles über mich weißt.« Ich ließ meine Worte ausklingen und wartete auf St.Clairs Reaktion.

Es war mir tatsächlich gelungen, ihn zu verunsichern. Seine Reaktion deutete darauf hin, denn er schüttelte den Kopf und fragte schließlich: »Was meinst du damit?«

»Ich bin ein Sinclair, da hast du recht, aber es gibt in meiner Existenz Dinge, die du nicht weißt.«

»Willst du reden?«

»Ich werde sie dir sagen, um dir zu beweisen, daß ich mich nicht beugen werde. Da du zu den Katharern gehörst, denke ich, daß du sie begreifst.«

»Du willst mich täuschen?«

»Nein, das habe ich nicht vor. Nicht in einer solchen Lage. Ich will, daß du nachdenkst und möglicherweise zu einem anderen Entschluß gelangst.«

»Nie!«

»Dann hat es keinen Sinn für mich…«

St.Clair gab nach. »Gut, du kannst es versuchen, Sinclair.«

»Also schön. Es stimmt, ich bin ein Sinclair, und ich habe es bewußt wiederholt. Aber als Katharer, der ja in der Religion einen anderen Weg gegangen ist, solltest du wissen, daß es verschiedene Möglichkeiten der Existenz gibt. Auch ich habe alte Schriften gelesen und bin nicht selten auf das Mysterium der Wiedergeburt gestoßen, und ich weiß auch, daß es Katharer gab, die daran glaubten, und sich deshalb von Rom abwandten. Wie war es bei dir?«

Er wich mir mit seiner Antwort aus. »Ich habe wohl davon gehört…«

»Schön, dann kann ich sofort zur Sache kommen. Ich lebe nicht nur zum erstenmal. Ich bin verschiedene Male wiedergeboren worden. Ich war Hector de Valois, ich war Richard Löwenherz, und ich habe auch schon in der Zeit vor Christus gelebt, was allerdings sehr verschwommen ist. Mehrere Leben also, und jedes Leben widmete sich dem Kampf gegen das Böse. Ich habe die Dinge, die du liebst, immer abgelehnt. Ich war anders, ich war den Kräften des Guten zugeneigt, und ich bin als derjenige ausersehen worden, der das Kreuz in seinem Besitz hat. Hesekiels Kreuz, mein Talisman, der mich vor den Mächten der Finsternis schützt, der auch über dem Teufel steht, dem du zugetan bist. Das Kreuz ist das Zeichen des Sieges über die Finsternis, und das weißt du auch.«

»Ja, es war immer so, aber wir haben es nicht akzeptiert. Wir sind Katharer gewesen, Befreier von den schrecklichen Dogmen. In unserer Religion war das Weltliche schlecht, wir wollten unseren Geist von diesen Dingen befreien und haben deshalb das Kreuz nicht mehr akzeptiert.«

»Das dachte ich mir. Ich denke anders darüber, und es ist möglich, daß du wieder umdenken mußt, denn alles, was ihr früher abgelehnt habt, hat überlebt. Man kann zu gewissen Dogmen stehen, wie man will, aber es ist nichts zerstört worden. Es hat sich etwas geändert. Die Strenge wurde gelokkert, aber keine Macht der Welt hat den Glauben besiegen können. So sieht die Welt aus.«

»So sah sie auch zu meiner Zeit aus«, sagte St.Clair. »Trotzdem werde ich immer zweifeln.«

»Das überlasse ich dir, St.Clair. Für mich ist wichtig, daß deine Seele, die du dem Teufel verkauft hast, nicht überlebt, und ich werde alles unternehmen, um dies in die Wege zu leiten. Ich habe das Kreuz, das du ablehnst, und ich scheue mich nicht, es dir zu zeigen.« Während der Worte war meine rechte Hand in der Tasche verschwunden, wo ich das Metall des Kreuzes spürte.

Langsam holte ich es hervor und behielt Gilles St.Clair dabei unter Kontrolle.

Er war etwas verunsichert. Er wußte auch nicht, wo er zuerst hinschauen sollte, in mein Gesicht oder auf meinen Arm, der sich bewegte. Jedenfalls unternahm er nichts.

Mein Kreuz war noch in der Faust versteckt. Es war plötzlich so unheimlich still geworden, und ich streckte langsam, sehr langsam, den rechten Arm vor.

Dabei drehte ich die Hand und öffnete die Faust.

Das Kreuz lag frei, und ein zufällig durch eine Öffnung fallender Lichtstrahl ließ es aufleuchten.

Gilles de St.Clair fluchte!

***

Suko und der Abbé hatten das Phänomen gesehen. Bloch hatte seinen Kopf angehoben und schaute nicht mehr auf und in sein Würfel hinein.

Die Szene wirkte gespenstisch, obwohl sie selbst nichts Gespenstisches an sich hatte. Beiden Männern kam es vor, als wäre ein dünner Film hinter die Realität geschoben worden, um eine zweite Wahrheit dort ablaufen zu lassen, die aber mit der ersten, der eigentlichen, nichts zu tun hatte.

»Das ist John«, sagte Suko leise. Er konnte seinen Blick nicht von der schemenhaften Gestalt lösen und hörte nur wie am Rande die Antwort des Templers.

»Ich versuche den Kontakt zu intensivieren. Vielleicht schlägt der Würfel eine Brücke.«

»Ja, tu das bitte.« Suko schauderte, aber er war erfahren genug, um das Phänomen zu akzeptieren.

Er ging sogar noch einen Schritt weiter, denn er wollte Kapital daraus schlagen.

Zwar standen die beiden Personen, von denen die eine St.Clair sein mußte, in der Kapelle, aber nicht in unmittelbarer Nähe des Inspektors. Suko wollte herausfinden, ob es ihm gelang, Kontakt zu seinem Freund aufzunehmen, der in einer anderen Zeit lebte.

Deshalb näherte er sich Sinclairs schwacher Gestalt. Er bewegte sich so lautlos wie eben möglich, nichts sollte stören, und er geriet auch in Johns Blickfeld. Wenn er das gleiche Phänomen spürte wie Suko, dann

mußte er jetzt eine Reaktion zeigen.

Das passierte nicht. John war einzig und allein auf den anderen Mann konzentriert, und Suko bewegte sich noch näher an die geisterhafte Gestalt seines Freundes heran, so nahe, daß er nur die Hand auszustrecken brauchte, um ihn anzufassen.

Er tat es.

Er berührte ihn, doch er spürte nichts.

John Sinclair war da und doch nicht vorhanden. Er war eine magische Projektion aus der Vergangenheit, die keinen direkten Kontakt zur Jetztzeit hatte.

Suko spürte auch nichts, als er mit der Hand über das Gesicht »strich«. Kein Kribbeln an den Fingern, keine Botschaft, die ihn weitergebracht hätte, nicht die Spur eines kühlen Hauchs, es war alles so schrecklich normal.

Trotzdem blieb er stehen und drehte den Kopf nach rechts, um den Abbé anschauen zu können.

Bloch war auch weiterhin tief in den Anblick des Würfels versunken, aber er schaffte es nicht, eine stärkere Botschaft herauszuholen, denn er schüttelte einige Male den Kopf, um dies zu dokumentieren.

Trotzdem fragte Suko nach. »Was ist mit der Brücke?« flüsterte er. »Was kannst du…?«

»Nichts, Suko, leider nichts. Der Würfel ist einfach zu schwach. Er schafft es nicht.«

»Aber die beiden sind hier. Du siehst sie auch?«

»Ja, nur in einer anderen Zeit. Es ist das magische Phänomen der Zeitverschiebung. Du kennst es selbst, doch wir können es nicht durchbrechen. Noch sind wir nicht soweit, Suko.«

Das wollte der Inspektor so nicht akzeptieren. »Können wir denn nichts tun?«

»Wohl kaum. Zumindest jetzt nicht…«

»Kannst du die Szene halten?«

»Ich weiß es nicht. Es kostet Kraft, der Würfel verliert allmählich an Intensität und…«

»Sie haben etwas gemerkt, Abbé!« Suko hatte nicht anders gekonnt. Er mußte laut rufen, aber er wußte nicht, ob er sich darüber freuen sollte oder nicht.

John Sinclair hatte den Kopf gedreht.

Aus einer Handbreite Distanz schauten sich beide über Jahrhunderte hinweg in die Gesichter…

***

Ich hörte den Fluch des Gilles de St.Clair, und verdammt noch mal, er tat mir gut, denn sein Fluch bewies mir, daß er dem Kreuz tatsächlich nicht positiv gegenüberstand. Zudem sorgte er für das

Verschwinden meiner Gewissensbisse, die ich ihm gegenüber noch immer hegte. Vielleicht hatte ihn auch der helle Reflex irritiert, denn er drehte nach seinem Fluch den Kopf zur Seite, als wollte er nichts mehr sehen, vor allen Dingen nicht das geweihte Kreuz.

»Spürst du es, St.Clair? Spürst du, daß es etwas Besonderes ist, was ich hier in der Hand halte?«

Er wich zurück und hob die Hand halb hoch, als wollte er die Kraft abwehren.

Das Kreuz war aktiviert worden. Ich spürte seine Wärme, die sich auf meine Hand übertrug. Es glich einem magischen Sensor, der die dunklen Gefahren aufspürte, die in seiner Umgebung lagen.

Ich spielte mit dem Gedanken, die Formel zu sprechen und es zu aktivieren. Dann hätte es seine Kraft entwickelt, die möglicherweise auch zerstörerisch sein konnte, aber in einem anderen Sinn, wie ich angenommen hätte.

Zerstörerisch im wahrsten Sinne des Wortes, und das wollte ich auf keinen Fall. Keine Vernichtung des seelenlosen St.Clair. Noch nicht. Später dachte ich bestimmt anders darüber.

»Auch ich bin ein Sinclair«, wiederholte ich. »Und ich habe auf das vertraut, was du ablehnst. Das ist der große Unterschied zwischen uns beiden. Mein Kreuz hat das Böse besiegt. Ich weiß es, es hat mir oft geholfen, und es ist mein Schutz gegen den, mit dem du einen Pakt geschlossen hast.«

Ich wollte noch mehr sagen, um ihn in die Defensive zu drängen. Er sollte erkennen, wie schlecht seine Position war, aber es trat etwas ein, mit dem ich nicht gerechnet hatte.

Mit einem plötzlichen Schauer auf meinem Rücken begann es. Zugleich kam mir die Luft anders vor, sie war auch kälter geworden.

Es irritierte mich ebenso wie St.Clair, denn er hatte den Arm wieder sinken lassen und schaute sich um, als wollte er etwas Bestimmtes in dieser Kapelle entdecken.

War es zu sehen?

Beide bewegten wir uns und standen trotzdem starr auf dem Fleck. Kein Knistern in meiner Umgebung, obwohl es sich beinahe so anhörte oder ich es mir einbildete. Es mochte daran liegen, daß sich etwas Fremdes eingeschlichen hatte, und als ich dann nach vorn schaute, da entdeckte ich einen menschlichen Umriß.

Ich hielt den Atem an.

Ich wollte nicht glauben, was ich da sah, schaute aber sehr genau hin. Dieser Umriß, der sich tatsächlich bewegte, gehörte zu einem Menschen, nur war dieser Mensch kein Gespenst oder eine geisterhafte Erscheinung wie die Seele des St.Clair, er war einfach etwas anderes. Eine Gestalt, die auf mich den Eindruck machte, als wäre sie in einen Spiegel hineingeschoben worden, dessen Fläche wiederum eine

gewisse Unschärfe zeigte. Entweder bewegte sich dieser imaginäre Spiegel oder der Mensch, so genau wußte ich es nicht, aber das Phänomen blieb, als hätten sich zwei Zeitabläufe übereinander geschoben.

Zwei Ebenen.

Auf der einen Seite die Vergangenheit, auf der anderen Seite die Gegenwart, und so war eine brisante Mischung entstanden. Was wir da zu sehen bekamen, mußte sich in der Gegenwart abspielen, genau an dem Ort in der Kapelle, an dem wir uns ebenfalls aufhielten, und es war nicht nur Sven Hansen gewesen, der dieses Phänomen erlebt hatte, sondern jetzt auch zwei andere Personen.

Der eine Mann war Suko, und der andere Mann war ebenfalls ein Bekannter von mir, Abbé Bloch!

Wahnsinn, verrückt, aber nicht unwahrscheinlich, denn in dieser Kapelle hatte alles für uns begonnen.

Suko mußte mich ebenfalls gesehen haben. Er stand sogar »dicht« vor mir. Ich entnahm es seinem staunenden Gesichtsausdruck, und als er jetzt die Hand hob, um mein Gesicht anzufassen, da spürte ich die Berührung nicht, denn sie wehte durch mich hindurch, als wäre ich überhaupt nicht vorhanden.

Es traf zu.

Ich existierte nicht als Lebewesen, nur als ein magisches Bild, als Hologramm, für das es keine logische Erklärung gab. Nichts zu machen.

Im Hintergrund entdeckte ich den Abbé, der etwas in seinen Händen hielt, auf das er starrte. Da ich den Gegenstand nicht identifizieren konnte, ließ ich Bloch in Ruhe und widmete meine Aufmerksamkeit wieder Suko.

Auch er war irritiert. Er redete, aber ich hörte nichts. Ich sah es nur anhand seiner Mundbewegungen. Er sprach auch nicht mit mir, sondern mit dem Abbé.

Suko quälte sich. Da waren wir uns gleich. Wir standen am selben Ort, aber in verschiedenen Zeiten, und sicherlich dachten wir über dasselbe Phänomen nach, doch die Brücke zwischen uns war noch nicht entstanden.

Die Vergangenheit blieb, meine Zeit aber verschwand. Das heißt, Suko und der Abbé zogen sich zurück. Für mich sah es so aus, als wären sie in den Hintergrund gezogen worden, um in einer Wand zu verschwinden, die sich nie mehr wieder freigab.

Kein Winken, kein Lächeln, auch kein verzweifelter Versuch, das Phänomen anzuhalten. Weder von der einen noch von der anderen Seite. Wir blieben weiterhin die Statisten in diesem verfluchten Spiel, dessen Regeln ich nicht kannte.

Ein kratzendes Geräusch riß mich aus meiner Lethargie. Ich schaute

auf Gilles de St.Clair und stellte fest, daß er zurückging. Er wollte nicht mehr, er drehte sich und wandte mir den Rücken zu, wahrscheinlich auch deshalb, weil ihn mein Kreuz störte.

So aber hatten wir nicht gewettet. Es war schon seltsam, aber der Blick in meine Zeit und das Erkennen der beiden Personen hatte mir einen gewissen Ansporn gegeben. Für mich persönlich war noch nicht alles verloren, denn zwei Freunde kämpften in ihrer Zeit gegen dasselbe Phänomen wie ich in der Vergangenheit.

Nur eines sorgte mich ungemein.

Meine Eltern konnten gut und gern in die Mühlsteine zwischen den beiden Zeitebenen geraten.

Ich blieb hinter St.Clair stehen und kam mir dabei vor wie auf einer Bühne. »Du hast es gesehen?« sprach ich ihn an. »Du hast erlebt, was wir da zu sehen bekamen?«

Er nickte und drehte sich nicht dabei um.

»Kannst du dafür eine Erklärung geben, oder hast du dich mit diesen rätselhaften Vorgängen nie beschäftigt? Was ist da passiert? Was kam dort zusammen? Verflucht!«

»Du warst es, nicht?«

»Nein, ich habe damit nichts zu tun. Solltest du mein Kreuz meinen, so muß ich dir sagen, daß es ebenfalls nichts zu diesem Phänomen beitrug. Es ist auch nicht aus dieser Zeit gekommen, sondern aus meiner. Dort ist es in Bewegung geraten, und beide Zeitebenen haben sich hier in dieser Kapelle getroffen.«

St.Clair drehte sich um. Sein Gesicht war noch bleicher geworden. Er starrte an mir vorbei, sah den Altar, der zerstört worden war. Es mußten die Soldaten aus dem Norden gewesen sein, die hier gehaust hatten. Sie waren weitergezogen, Trümmer, Elend und auch Tod hinterlassend.

»Es wird so geschehen, wie es sein muß«, sagte er. »Du kannst nichts mehr daran ändern. Die Tage bestimmter Sinclairs sind eben gezählt. Es ist vorbei.«

»Für meine Eltern?«

»Ja…«

***

Kälte und Hitze zugleich stiegen in mir hoch. Ich kam nicht mehr zurecht. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Der große Plan war perfekt ausgetüftelt worden. Trotz meines gewaltigen Einsatzes hatte ich nichts erreichen können. Ich stand völlig auf mich allein gestellt, und auch von Suko oder dem Abbé bekam ich keine Hilfe. Der einzige, der noch etwas ändern konnte war Gilles de St.Clair.

Das wußte er, das wußte ich, und es machte seine Position so verdammt stark.

»Ich will nicht, daß meine Eltern sterben, Gilles. Du weißt das. Und du weißt auch, daß du es bist, der dies ändern kann, wenn wir diese Zeit verlassen.«
»Nein, John Sinclair.«
»Was heißt nein?«
»Wir können sie nicht verlassen, das hat er so gewollt. Es gehörte zu seinem Plan. Er weiß genau, wie gefährlich du bist, und deshalb hat er sich deiner entledigt.«
»Er? Der Schatten?«
»Meine Seele, die der Finsternis geweiht ist. Sie wird siegen, nicht das Licht. Der Schatten hat uns den Hinweg geöffnet, aber den Rückweg versperrt. Du wirst in deine Zeit reisen können, aber nur, wenn er es will, John Sinclair.«
»Werde ich dort meine Eltern vorfinden?«
»Ja.«
»Weiter?« Ich kannte die Antwort, aber ich wollte, daß er sie mir persönlich ins Gesicht sagte.
Gilles de St.Clair kniff nicht, als er leise sagte: »Sie werden beide nicht mehr leben, weil sie sich selbst umgebracht haben. Es ist ein Spiel, John Sinclair, ein grausames Spiel, und es kann dabei nur einen Sieger geben, den Teufel…«
Er verstummte kurz und lachte dann schaurig auf!

***

Der Fluch der Sinclairs!
Immer wieder mußte Horace F. Sinclair daran denken, während er in der Küche saß und brütend vor sich hinstarrte. Der Fluch der Sinclairs. Es gab ihn, er war vorhanden, er hatte ihn sich nicht eingebildet, und er hatte auch mit Mary, seiner Frau, darüber gesprochen, die diesen Satz zuerst schweigend zur Kenntnis genommen hatte.
Das wiederum hatte Horace F. Sinclair nicht gepaßt, und so fragte er: »Warum sagst du nichts?«
Sie hob die Schultern.
»Glaubst du mir nicht, Mary?«
»Doch, ich glaube dir. Ich habe nur über ihn nachgedacht und bin zu dem Ergebnis gekommen, daß er stark sein muß. Stärker als unser Sohn, der sich gegen das Böse gestemmt hat. Der kam, um uns zu helfen, und nun nicht mehr da ist.«
»Wie der Reiter, Mary.«
»Richtig.«
»Was denkst du darüber?«
»Horace, ich weiß es nicht. Ich kann es auch nicht so genau sagen. Ich denke mir, daß wir es diesem Reiter zu verdanken haben, daß John verschwunden ist. St.Clair wird ihn mitgenommen haben, aber

frage mich bitte nicht, wo die beiden sind.«
»Hast du Hoffnung?«
»Müßte ich die haben?«
»Ich weiß es nicht, Mary, aber ich habe sie komischerweise, obwohl ich zugleich zweifle.«
»Wie willst du das erklären?«
»Nun ja, es ist nicht einfach, aber ich denke da an mich. Ich habe erlebt, wie ich vor den beiden im Auto stand, wie ich sie töten wollte, doch da ist der Reiter gekommen und hat mich davon abgehalten. Er wollte nicht, daß ich einen Mord begehe. Und wer so handelt, Mary, der kann nicht nur schlecht sein. Oder sehe ich das zu optimistisch?«
»Es könnte sein.«
»Aber du glaubst nicht daran?«
Mary schüttelte den Kopf und strich über die Hände ihres Mannes. »Nein, Horace, daran kann ich nicht glauben. Ich will es auch nicht. Hoffnungsvoll und positiv war nur einer, unser Sohn. Aber der ist verschwunden, er hat den Tribut für das Grauen zahlen müssen. Man hat ihn weggeholt, uns einfach weggenommen. So wird es jedem ergehen, der uns helfen möchte. Ich denke nur an den toten McDuff draußen vor der Tür. Niemand im Ort weiß darüber Bescheid, auch seine Frau nicht, und wir sind nicht mal in der Lage, uns mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen, weil das Telefon gestört ist. Horace, ist dir eigentlich klar, daß wir in einer Falle sitzen?«
»Ja, das weiß ich.«
»Und weiter?«
Er hob die Schultern. »Wer in einer Falle sitzt, der sollte versuchen, ihr zu entkommen.«
Mary Sinclair lächelte. »Das ist eine sehr gute Idee. Nur frage ich dich, wie wir das anstellen sollen. Kennst du dich aus?«
Der ehemalige Anwalt schwieg. Aber er bewegte sich auf seinem Stuhl und schaute zuerst gegen die Wände der Küche, dann gegen die Decke, als würde sich dort die Lösung abzeichnen. Seine Antwort gab er schließlich auf Umwegen.
»John ist nicht mehr hier, Mary. Wir wissen auch nicht, wann und ob er wieder zurückkehrt. Er wird uns also nicht helfen können. Wir beide sind völlig auf uns allein gestellt, wie es früher schon gewesen ist. Und ich kann mich daran erinnern, daß wir niemals aufgegeben haben. Wir haben immer gekämpft. Obwohl wir beide älter geworden sind, sollten wir auch heute so denken.«
»Gegen den Schatten?«
»Ja.«
»Hast du vergessen, wie er es schaffte, dich zu manipulieren? Er hätte dich fast zu einem Mörder gemacht.«
»Ich habe alles behalten, Mary. Aber wir wissen auch, daß es nichts

bringt, wenn wir hier auf ihn warten. Noch hält er sich glücklicherweise zurück, und diese Chance sollten wir vielleicht nutzen.«

Er blickte seine Frau an, um in ihrem Gesicht die Zustimmung für seinen Vorschlag zu entdecken.

»Ich kann mir denken, auf was du hinauswillst, Horace. Ich habe mich ebenfalls damit beschäftigt.«

»Gut. Und…?«

»Weg von hier. Raus aus dem Haus. Wir setzen uns in den Wagen und verschwinden.«

»Ja.«

»Es hört sich gut an, Horace.«

»Aber deine Stimme nicht.«

»Du hast recht, meine Stimme nicht.« Mary schüttelte den Kopf. Sie schaute auf das karierte Muster der Tischdecke. »Es kann sich nicht gut anhören, wenn der Schatten uns auch außerhalb des Hauses verfolgen wird. Du hast es erlebt, denn die beiden Menschen wolltest du nicht in diesen Wänden töten, sondern draußen im Wald.«

»Da hast du recht.«

»Eben.«

Horace F. Sinclair schüttelte den Kopf. »Trotzdem gefällt mir etwas in deiner Argumentation nicht. Daß ich im Wald die beiden habe umbringen wollen, ist eine Tatsache, aber dieser Wunsch oder dieses Verlangen in mir ist nicht draußen entstanden, sondern hier, Mary. Hier, in diesem Haus, hat es mich erwischt. Hier hat der Schatten seine verfluchte Kraft ausgespielt. Deshalb kann ich mir vorstellen, daß er hier stärker ist als draußen und wir dort eine Chance haben - oder?«

Die Frau dachte nach. »Sag doch was!«

»Ich weiß nicht, Horace. Es ist alles so schlimm, so unglaublich. Ich denke noch immer, daß ich in einem bösen Traum stecke, aber ich brauche nur nach draußen zu schauen und den Toten zu sehen, um zu wissen, daß es kein Traum ist. Es ist leider die grausame Wahrheit, die wir hier erleben, Horace.«

»Ja, Mary, und ihr können wir nicht entfliehen. Wir müssen uns ihr stellen, aber weder in dieser Küche noch in irgendeinem anderen Raum. Laß uns einen Fluchtversuch wagen.«

Sie nahm sich Zeit zum Überlegen. Schließlich war sie einverstanden. »Wie willst du es anstellen?«

»Das habe ich mir schon überlegt.« In die Stimme des Mannes war wieder etwas von der alten Kraft zurückgekehrt. »Ich werde dich hier im Haus lassen, während ich zur Garage gehe und den Wagen hole. Wir werden einsteigen und wegfahren.«

»So einfach?«

»Was soll daran kompliziert sein, Mary?«
»Es könnte kompliziert werden, wenn der Schatten es nicht will.«
»Da hast du recht.«
»Genau, und wir kommen nicht mehr voran.«
»Das weiß ich eben nicht. Man macht sich immer Hoffnungen, wenn man in der Klemme steckt, und auch ich habe es getan. John ist verschwunden, den Reiter sehen wir ebenfalls nicht. Könnten wir unter Umständen davon ausgehen, daß mit John und diesem St.Clair auch der Schatten verschwunden ist? Daß er sich um uns nicht mehr kümmert und sich zunächst auf unseren Sohn konzentriert?«
Mary Sinclair schnaufte. »Ich weiß nicht, Horace, ob ich dieser Theorie folgen kann.«
»Es ist eine Theorie, aber muß sie deshalb schlecht sein?«
»Das habe ich nicht behauptet. Ich kann mir auf der anderen Seite auch vorstellen, daß der Schatten den einfachen Weg gehen wird.«
»Wie sähe der deiner Meinung nach aus?«
»Daß er sich zunächst mit denen beschäftigen wird, die ihm an wenigsten Widerstand entgegensetzen. Das sind wir nun mal und nicht unser Sohn. Muß ich noch mehr sagen?«
»Nein.«
»Bleibt es trotzdem bei deinem Vorhaben?«
Horace F. Sinclair schaute seiner Frau ins Gesicht. Beide waren zusammen alt geworden, doch wenn er sie so betrachtete, dann kam ihm dieses Gesicht noch immer vor wie das einer jungen Frau.
Die Erinnerungen an ihr Kennenlernen waren noch längst nicht erloschen, bei beiden nicht. »Ja, Mary, es bleibt bei meinem Vorhaben. Ich habe leider keine bessere Idee.«
»Dann kannst du dich auf mich verlassen. Wir sind lange zusammen. Wir haben all die Jahre zusammengehalten, und das wird sich auch jetzt nicht ändern.« Während ihrer Worte hatte Mary Sinclair Mühe, die Tränen zurückzuhalten.
Horace verspürte das Bedürfnis, seine Frau zu trösten, auch wenn er ihr leider nicht den Trost zukommen lassen konnte, der alles änderte, aber er mußte einfach etwas tun und zog sie an sich. Er nahm sie in den Arm, und beide blieben für einen Moment starr sitzen. Sie spürten nur sich und die Wärme ihrer Körper.
»Wir schaffen es«, flüsterte Horace. »Wir schaffen es, Mary. Wir haben bisher alles geschafft. Wir lassen uns nicht fertigmachen, denn wir gehören zusammen.«
»Ja, Horace, ja.«
Beide hätten viel länger so sitzen bleiben können, aber sie wußten auch, daß sie etwas tun mußten.
Jede Minute, die verstrich, konnte zu einem Vorteil für ihren Gegner werden. Als Horace seine Frau losließ, da lächelte sie und sagte: »Es

hat mir gutgetan, Horace.«

»Mir auch, Mary.«

Sie hielt seine Hände fest. »Wir wollen doch beide noch leben, oder?«

»Natürlich.«

»Deine Umarmung war also kein Abschied?«

In der Brust des Mannes vereiste etwas. »Wie kommst du denn darauf, Mary?«

»Na ja, es war so eine Idee. Es könnte ja sein, daß alles anders läuft und wir getrennt werden.«

»Das verstehe ich nicht. Kannst du dich nicht deutlicher ausdrücken?«

»Das möchte ich nicht.«

»Bitte, Mary.«

»Nun gut.« Sie senkte den Kopf. »Stell dir vor, dieser Schatten erwischt den einen von uns. Bisher bist du nur der Leidtragende gewesen, aber ich kann mich nicht ausschließen, und ich denke mit Grauen daran, wenn ich plötzlich deinen Tod will. Wenn ich dann zur Waffe greife und dich umbringen will. Mein Gott, Horace, der Gedanke daran macht mich verrückt. Ich, ich kann…«

»Um Himmels willen, denk jetzt nicht daran.«

»Ich kann nicht anders.« Sie sprach wie ein Automat. »Stell dir das bitte vor. Es ist nicht unwahrscheinlich! Du weißt, daß ich dich liebe, Horace. Auch wenn ich dir etwas…« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, ich kann es nicht sagen, ich will den Tod nicht, aber ich muß dir erklären, daß ich dich - wir haben uns immer geliebt, und daran wird auch dieser verfluchte Schatten nichts ändern können.«

Horace F. Sinclair war bleich geworden. Auch er war kein Superman, kein Held. Sie beide waren Menschen, mit all ihren Vor- und Nachteilen. Sie waren keine Maschinen. Für sie gab es Grenzen, und sie standen dicht davor.

Er wollte nicht an das Ende denken, nicht an einen derartigen Tod. Beide gehörten nicht mehr zu den Jüngsten, die große Zukunft lag hinter ihnen, wie Horace es spaßeshalber des öfteren gesagt hatte, aber auf eine derartig schreckliche und unfaßbare Art und Weise sollte ihr gemeinsames Dasein doch nicht enden.

»Wir werden es schaffen, Mary! Wir beide werden die Hölle durchqueren. Wir beide werden ihr auch wieder entfliehen. Ich weiß das, ich hoffe es.«

»Danke.«

»Für was?«

»Für den Mut, den du mir gemacht hast.« Mary küßte ihren Mann, und es gelang ihr sogar ein gequältes Lächeln. Dann sagte sie leise: »Du mußt jetzt gehen und den Wagen aus der Garage holen.«

»Ja, ich weiß.« Er stand auf.

Die Garage war an das Haus gebaut worden. Und sie konnte auch vom Haus her durch eine Verbindungstür erreicht werden. Die Sinclairs fuhren einen für diese Gegend typischen Wagen. Ein Fahrzeug, mit dem man sich auch im Gelände bewegen konnte, einen hochrädrigen Range Rover.

»Wann soll ich kommen?« fragte Mary. »Oder willst du, daß ich mit in die Garage gehe?«

»Nein, ich fahre den Wagen vor das Haus. Du wirst ihn ja hören.«

»Gut. Bis gleich.«

Horace winkte seiner Frau zu und verließ die Küche.

***

Mary Sinclair blieb am Tisch sitzen. Sie kam sich nicht mehr wie ein normaler Mensch vor, sondern wirkte wie eine Figur, die jemand auf einen bestimmten Platz gesetzt hatte, wo sie warten sollte, bis sie geholt wurde.

Seit Horace den Raum verlassen hatte, war die Küche so leer geworden. Der Partner hatte Mary noch ein wenig Leben und auch Hoffnung gebracht, nun sah sie sich als Gefangene der Stille, die ihr überhaupt nicht behagte.

Das war einmal anders gewesen. Da hatte sie die nachmittägliche oder abendliche Stille genossen, doch nach diesen schrecklichen Vorgängen lief das Leben nicht mehr so ab, wie es einmal gewesen war. Alles hatte sich verändert. Sie wußte genau, daß nichts mehr so sein würde wie früher, und davor fürchtete sie sich.

Angst vor der Zukunft stieg in ihr hoch. Sie war so bedrückend, so furchtbar. Eine Angst, wie Mary sie noch nie erlebt hatte. Dabei ging es nicht allein um sie, auch um ihren Mann, mit dem sie all die Jahre gemeinsam verbracht hatte.

Der Platz am Tisch gefiel ihr plötzlich nicht mehr. Beinahe kam ihr die Sitzfläche des Stuhls heiß vor, und mit einer schon abrupten Bewegung schoß sie in die Höhe.

Vor dem Tisch blieb sie stehen. Zunächst in Gedanken versunken und auf die Decke schauend. Aber sie überlegte dabei nicht, auch wenn ihr Gesichtsausdruck den Anschein erweckte. Sie war im Kopf so leer, und sie spürte nur, daß es sie vom Tisch weg und zum Fenster trieb, um in den frühen Abend hineinzuschauen.

Das seltsame graue Dämmerlicht hatte sich auch jetzt gehalten. Ob es nur an den dunklen Wolkenzungen lag, die über den Himmel schwebten, wußte sie nicht. Es konnte eine andere, eine tiefere Ursache haben, die möglicherweise mit dem Schatten in Verbindung gebracht werden mußte, der seine Fühler ausgestreckt hatte und auf sie lauerte.

Wo? Draußen? Nahe des Hauses? Über dem Haus? Weiter entfernt?

Oder in einer anderen Dimension?

Mary Sinclair gehörte zu den wenigen Menschen, die genau wußten, daß es andere Dimensionen und Reiche gab. Natürlich durch ihren Sohn, der diese unwahrscheinlichen Reisen schon des öfteren hinter sich gebracht und auch darüber berichtet hatte. Das alles war jetzt nicht wichtig. Es zählten nur sie und Horace. Sie beide mußten versuchen, der gefährlichen Falle zu entkommen.

Erkennen oder entdecken konnte sie nichts. Der Schatten hielt sich versteckt, vorausgesetzt, er befand sich noch in der Nähe. Mary wollte einfach nicht glauben, daß er sich zurückgezogen hatte. Da war er wie ein Raubtier, das geduldig auf seine Beute lauerte und zu einem gewissen Zeitpunkt zuschlug.

Sie drehte sich vom Fenster weg. Eine warme Jacke hing im Flur. Sie wollte sie überziehen, und sie dachte sogar daran, einige Dinge in den Koffer zu packen. Wenn ihnen die Flucht gelang, konnten sie nicht wissen, wann sie wieder zurückkehrten.

»Nein, Unsinn«, sprach sie zu sich selbst. »Das ist verrückt. Solche Dinge zählen nicht mehr.« Mary schüttelte den Kopf und schritt auf die Küchentür zu.

Die Hälfte der Strecke hatte sie hinter sich gebracht, als sie mitten aus der Bewegung heraus stoppte. Plötzlich ging sie nicht mehr weiter, als wäre ein unsichtbares Hindernis vorhanden.

Sie überlegte.

Warum gehe ich nicht weiter? Warum bleibe ich hier stehen? Es gibt keinen Grund…

Und doch war einer da.

Sie sah ihn nicht, sie spürte ihn nur. Etwas Fremdes drang auf sie ein. Es bewegte sich schleichend heran, es hatte sie erreicht, es drehte sich in der Nähe ihres Kopfes, und sie wußte plötzlich, daß es die Vorboten des Schattens waren, die er ihr geschickt hatte.

Kalte Schauer bewegten sich über ihren Rücken. Sie rannen von oben nach unten, und Mary Sinclairs Lippen zuckten, während sich gleichzeitig ihr Gesicht verhärtete.

Das Gesicht wurde zur Maske, und sie glaubte, einen Befehl erhalten zu haben, denn sie legte den Kopf zurück, um zur Decke zu schauen.

Dort tat sich etwas.

Eine dünne, rauchgraue Wolke - so kam es ihr mindestens vor - war aus der glatten Decke gekrochen. Kaum hatte Mary sie entdeckt, da wußte sie auch, daß es keine Wolke war, sondern der Schatten, der nicht außerhalb des Hauses, sondern in seinem Innern gelauert hatte.

Es war soweit!

Die andere Macht hatte einen günstigen Zeitpunkt abgewartet, um zuschlagen zu können. Sie war stärker, viel stärker als ein normaler Mensch, und Mary Sinclair spürte, wie ihr eigenes Ich allmählich

verschwand, ohne daß sie sich dagegen wehren konnte. Etwas anderes ergriff von ihr Besitz und lähmte zugleich ihr menschliches Denken.

Jetzt war sie nicht mehr in der Lage zu handeln. Es gab für sie nur den Schatten, der sich dicht unter der Decke ausgebreitet hatte und wie ein dünnes Gewässer dort festhing. Er war nicht starr, er bewegte sich in seinem Innern. Es erschienen dort Wolken, die wiederum Kreise bildeten, kein Geräusch abgaben und in ihrer Lautlosigkeit so erschreckend wirkten.

Mary Sinclair konnte sich nicht wehren. Außerdem wollte sie es nicht, denn der Schatten hatte in diesem Haus und auch bei ihr das Kommando voll und ganz übernommen.

Sie wartete mit dem zurückgelegten Kopf auf ihn und schaute zu, wie er sich ihr entgegensenkte. Er kam nicht mehr als Wolke. Auf dem kurzen Weg hatte er sich verändert und war zu einem rauchigen und durchscheinenden menschlichen Umriß geworden.

Er wollte sie.

Er würde sie bekommen.

Mary breitete die Arme aus. Von allein hatte sie es nicht getan. Es war ihr irgendwie befohlen worden. Eine Chance, sich zu wehren, gab es für sie nicht.

Der Schatten hüllte sie ein. Und während er sie als Opfer übernahm, löste er sich auf. Er brauchte sich nicht mehr zu zeigen, denn er war jetzt voll und ganz mit der menschlichen Person integriert und nur darauf kam es ihm an.

Mary und er waren eine Person.

Durch die Gestalt der Frau ging ein Ruck. Sie hob dabei ihre Schultern an und wirkte wie ein Mensch, der sich zu einer bestimmten Tat entschlossen hatte. Auch der Ausdruck in den Augen war ein anderer geworden. Hatte er vor kurzem noch sehr menschlich und auch betrübt gewirkt, so war er jetzt verschwunden. In den Pupillen lagen der kalte, böse Glanz, die Gier und der Mordwille.

Sie würde es tun.

Sie würde einen Menschen töten.

Und sie wußte auch genau, wer es war. Horace, ihr Mann!

Kaum war der Vorsatz in ihr aufgebaut worden, da veränderte sich auch ihr Gesicht. Mary öffnete den Mund. Sie knurrte und schnaubte dabei wie ein Tier. Sie war bösartig geworden, das Menschliche war ihr fremd, sie wollte endlich den Tod durch ihre Hand.

Auch die unsichtbare Mauer der Küche war verschwunden. Die Frau bewegte sich wieder normal.

Zwar nicht locker, sondern mit etwas steifen Schritten, doch das Ziel stand längst fest. Es lag nicht in der Küche, sie wollte dorthin, wo die Waffen ihres Mannes in einem dafür vorgesehenen Schrank standen. Es gab einen in der Diele und einen zweiten in Horaces

Arbeitszimmer. Dort bewahrte er einige Revolver und Pistolen auf, auch ältere Modelle befanden sich darunter, beinahe schon historische.

Mit den Revolvern konnte Mary Sinclair nicht so gut umgehen. Wenn sie schoß, wollte sie sich auf ein Gewehr verlassen. Das lag besser in ihren Händen, damit konnte sie auch umgehen, und sie würde denjenigen schon treffen, auf den es ihr ankam.

Vor dem Waffenschrank blieb sie stehen. Auch ihr Mann hatte dort das Gewehr herausgeholt. Ob er oder John es später wieder hineingestellt hatten, wußte sie nicht, wichtig war für sie das Vorhandensein der Waffen und auch, daß der Schrank nicht verschlossen war und sie erst noch den Patentschlüssel suchen mußte.

Sie zog ihn auf.

Ihre Blicke glitten über die mit den Mündungen nach oben aufgestellten Gewehre. Mary wußte, daß sie keine Waffe zu laden brauchte, sie alle waren schußbereit.

Sie entschied sich schnell. Zwischen ihren Händen hielt sie wenig später kein Jagdgewehr, sondern eine militärische Schußwaffe, wie sie auch von Soldaten benutzt wurde. Ein G3.

Sie war zufrieden. Mit dem Ellbogen stieß sie die Schranktür wieder zu. Jegliche Angst und Unsicherheit waren aus ihrem Verhalten verschwunden. Sie fühlte sich stark, unangreifbar. Sie war bereit, es mit jedem Gegner aufzunehmen, und sie würde auch töten, daran gab es nichts mehr zu rütteln.

Mary Sinclair öffnete die Haustür, aber sie tat es sehr langsam, weil sie zugleich noch nach draußen lauschen wollte, ob sich ihr Mann bereits auf dem Weg befand. Denn er kam als einziges Opfer in Frage, und sie lauschte auch den Befehlen in ihrem Gehirn, die ihr von einer fremden Macht gegeben wurden.

Sie war bereit.

Mit einem Ruck zerrte sie die Tür auf und hörte bereits das Motorengeräusch des Geländewagens.

Er kam.

Mary Sinclair lächelte böse.

In ihren Augen lag ein fremder und kalter Schimmer. Als hätte sich das Licht des Gestirns darin verfangen…

***

Horace F. Sinclair war auf keinen Fall wohl zumute, als er die Küche verlassen und seine Frau allein zurückgelassen hatte. Er hatte es ihr gegenüber bewußt nicht deutlich genug ausgesprochen, aber er ging davon aus, daß die Bedrohung geblieben war und sie, je mehr Zeit verging, auch immer mehr zunahm.

Irgendwann mußte sich der verfluchte Schatten zeigen, um das zu

vollenden, was er begonnen hatte und wo er gestört worden war. Horace wußte noch, wie es war, wenn ein Mensch keinen eigenen Willen mehr hatte. Zwar konnte er sich nicht an alle Details erinnern, aber er dachte daran, wie dumpf und schlecht er sich gefühlt hatte, als er unterwegs gewesen war. Oder war es später gewesen? Hatte er überhaupt etwas gefühlt?

»Verdammt noch mal, ich weiß es nicht«, flüsterte er und öffnete die Verbindungstür zwischen Haus und Garage. Er zog sie weit auf und hatte den Eindruck, in eine dunkle, gefährliche und grausame Welt zu blicken, die wie ein schwarzes, gefräßiges Monster vor ihm lag. Als seine Hand zum Lichtschalter glitt, spürte er die zweite Haut auf seinem Arm, eine Folge der Furcht, die ihn überfallen hatte.

Er knipste das Licht an.

Die Finsternis verschwand schlagartig, als die Leuchtstoffröhre an der Decke aufgehört hatte zu flackern und ihr kaltes Licht auf den in der Garage stehenden Wagen warf.

Das Fahrzeug war grauschwarz lackiert worden und schimmerte auf dem Dach wie ein dunkler Spiegel.

Noch in der Tür blieb Horace F. Sinclair stehen, weil er sich zuvor umschauen wollte.

Verdächtiges sah er nicht.

Kein Schatten hielt sich zwischen den Wänden auf, die hellgrau gestrichen waren. Die Garage war groß genug, um dort auch Werkzeuge unterbringen zu können. In die Rückwand geschlagene Haken hielten sie fest, und auf einem Metallregal lagen die kleineren Geräte wie handliche Hacken und Schaufeln zwischen Blumentöpfen verteilt und viereckigen Kästen mit Blumenzwiebeln und anderem Saatgut.

Auch leere Bier- und Wasserkästen hatten in der Garage ihren Platz gefunden, und Horace, der sich immer über den Krempel geärgert hatte, war jetzt froh, daß es ihn gab. Denn er war so herrlich normal, im Gegensatz zu dem verfluchten Schatten.

Er war nicht zu sehen.

Sinclair atmete auf, als er den Schlüssel aus der Tasche hervorholte. Die Fahrertür brauchte er nicht aufzuschließen, und auch die Beifahrertür war offen.

Er stieg ein.

Das Garagentor reagierte auf das Signal der Fernbedienung. Sie lag griffbereit auf dem Armaturenbrett nahe des Fensters, und Sinclair legte sie auf seinen Schoß.

Er schob den Zündschlüssel in die schmale Öffnung. Obwohl er alles so machte wie immer, kam es ihm langsamer vor als sonst. Das mußte einfach an der Spannung liegen, die sein Innerstes aufgewühlt hatte.

Der Motor sprang an. In der Garage klang er anders als draußen. Er

dröhnte regelrecht. Sinclair faßte mit der linken Hand nach der flachen Fernbedienung, hielt sie gegen die Scheibe und drückte auf eine kleine Sensortaste. Es dauerte einige Sekunden, bis sich das Tor bewegte. Gemächlich schwang es in die Höhe.

Sinclair rechnete mit dem Schlimmsten. Auch damit, daß plötzlich der Schatten vor dem Tor erscheinen würde, weil er genau dort auf ihn gelauert hatte.

Dieses Pech überkam ihn nicht. Der Weg nach draußen war frei. Er schaltete das Licht der Scheinwerfer an und schaute auf die beiden Lichtkegel, die sich in einer gewissen Entfernung vereinigten.

Es tat ihm gut, es ging ihm besser, und wenn jetzt noch seine Frau einstieg, war vielleicht alles gar nicht mehr so schlimm. Sie würden einer düsteren Zukunft entfliehen.

Sinclair fuhr an.

Er war konzentriert, saß beinahe sprungbereit hinter dem Lenkrad, verfolgte das Licht der Scheinwerfer, wie es über den Boden glitt und auch an der Hauswand links von ihm wie ein glänzender Hauch entlangstrich.

Noch war alles normal. Da brauchte er sich keine Gedanken zu machen.

Um die Haustür zu erreichen, wo hoffentlich Mary wartete, mußte er an der Hausecke nach links fahren. Reine Gewohnheit, er nahm es locker hin, er hatte es oft genug getan, aber an diesem Abend war er vorsichtig geworden. Noch immer hatte ihn das Gefühl, in eine fremde Welt hineingeraten zu sein, nicht verlassen. Es mochte auch an dem Himmel liegen, der so gefleckt aussah. Dort lösten sich bleiche und fahle Lichter mit denen der unterschiedlich grauen Wolken ab, so daß dort oben ein regelrechtes Mosaik entstanden war.

Auch das war normal.

Dann die Linkskurve.

Er nahm sie langsam, was ebenfalls normal war. Sinclair hoffte, daß seine Bedrückung bald verschwinden würde und sie beide es schafften, dem Verfolger zu entwischen.

Auch die Lichter machten die Bewegung mit. Sie strahlten parallel zur vorderen Hauswand und erreichten natürlich auch den Bereich vor der Eingangstür.

Dort wartete Mary.

Horace F. Sinclair atmete auf. Sie hatte ihr Versprechen gehalten, und es war ihr auch nichts passiert, sonst hätte sie ja nicht draußen gestanden und auf ihn gewartet.

Ja, das war gut. Nur so konnte man gewinnen. Man mußte einfach die Nerven behalten.

Er fuhr langsamer und wollte sich schon nach links drücken, um auch die Tür dort zu öffnen.

Da fiel ihm etwas auf!

Mary bewegte sich nicht. Sie stand einfach nur da und wartete auf ihn. Wie eine Puppe, die jemand vor die Tür gestellt hatte. Und ihre Arme hingen an beiden Seiten des Körpers kraftlos nach unten, wobei der rechte Arm verlängert wirkte und plötzlich Licht reflektierte.

Metall?

Aus einem Impuls heraus stoppte Horace seinen Wagen. Seine Sicherheit der letzten Sekunden war plötzlich verschwunden. Es traf ihn wie ein mächtiger Schlag ins Gesicht, denn urplötzlich war all der Schrecken zurückgekehrt, obwohl er den Schatten nicht sah, aber das brauchte auch nicht zu sein, das kannte er leider von sich selbst.

Mary hob den rechten Arm.

Dann auch den linken.

Dann schwenkte sie einen schimmernden Gegenstand nach vorn und griff auch mit der anderen Hand zu.

Horace F. Sinclair sah es. Er kam sich vor wie eingefroren. Er wußte, was seine Frau in den Händen hielt, aber er wollte es nicht wahrhaben, weil es für ihn, der nicht betroffen war, unwahrscheinlich wirkte.

Sie hielt ein Gewehr fest.

Und sie zielte damit auf den Wagen.

Nein, nein! Er schrie nicht, er schüttelte plötzlich den Kopf, und dann wurde die Stille von den peitschenden Echos der Schüsse brutal zerrissen…

***

»Sie sind weg!« flüsterte Suko. »Verdammt noch mal, sie sind weg!« Er hatte den letzten Satz geschrieen und für einen Moment die Beherrschung verloren, was bei ihm selten vorkam. Er fühlte sich so mies und ausgeklammert. Da hatten sie eine Spur gehabt, auch wenn sie nicht direkt greifbar gewesen war, doch nun hatte sich diese Spur, diese Zusammensetzung von Bildern, vor seinen Augen aufgelöst.

Es gab weder John noch diesen St.Clair. Sie hatten sich wieder in die Lücke zwischen den Zeiten zurückgezogen.

Der Abbé ging auf Suko zu. »Es tut mir leid«, sagte er, »die Brücke ist einfach zu schwach gewesen.«

Suko nickte. »Ich weiß es, und ich kann dir auch keinen Vorwurf machen. Du hast getan, was du konntest. Es war schon viel. Ich hätte nie gedacht, daß es hier zu einem Zusammentreffen der Zeiten kommen würde.« Er lächelte. »Deshalb sind wir so erfolglos auch nicht gewesen. Oder was meinst du, Abbé?«

»Es stimmt, wir haben etwas erreicht.«

»Was bedeutet das?«

»Wir werden hier warten, Suko. Für mich ist diese alte Kapelle der

Ausgangspunkt. Hier hat es begonnen, und hier könnte es auch enden, denke ich mir.«

»Dann müßte dieses Zeitphänomen erneut entstehen, aber so intensiv, daß John die Vergangenheit wieder verlassen kann, möglicherweise auch durch die Hilfe dieses St.Clair.«

»Ja, das denke ich auch.«

»Warten wir?«

Bloch hob die Schultern. »Wird uns denn etwas anderes übrigbleiben? Es gibt nur eine Chance durch den Würfel.«

»Kann, aber muß nicht sein.«

In den dunklen Augen des Abbés malte sich ein erstaunter Ausdruck ab. »Siehst du noch eine andere Chance?«

»Nein, nur einen vagen Schimmer. Ich habe gesehen, daß John sein Kreuz hielt. Möglicherweise schafft es seine Kraft, dieses Zeitloch wieder entstehen zu lassen.«

»Ein Wunder- und Allheilmittel ist es nicht, Suko«, gab der Templer zu bedenken.

»Leider, muß ich in diesem Fall sagen.« Er wollte nicht mehr reden und verließ das zerstörte Innere der Kapelle. Draußen blieb er vor den Mauerresten stehen.

Sein Blick glitt über ein wunderschönes, hochgelegenes Land. Eine klare Luft umgab ihn. Die Sonne schien noch und badete die Natur mit ihrer Wärme.

Für Suko war das alles nicht vorhanden. Ihm kam es vor, als hielten die Schatten des Todes das Land bedeckt, und er fragte sich, wie dieser Fall wohl enden würde…

***

Ich hatte schon meine rechte Hand zur Faust geballt, um sie Gilles de St.Clair ins Gesicht zu schmettern, riß mich aber im letzten Moment zusammen. Ein derartiger Gefühlsausbruch zur unrechten Zeit brachte nichts, und ich hätte mich auf der anderen Seite nur lächerlich gemacht. Mein Arm sank wieder nach unten. Ich öffnete die Faust und streckte dabei die Finger so stark, daß die Sehnen schmerzten.

St.Clair hatte mich beobachtet. Der graue Katharer bewegte sich nicht. Selbst seine Augen blieben tot, wobei mir dieser Ausdruck irgendwie hochnäsig vorkam, denn er machte auf mich den Eindruck eines Mannes, der sich seiner Sache sehr sicher war und genau wußte, wie der Hase laufen würde.

»Noch eines!« sprach ich ihn an. »Sollten meine Eltern durch die Kraft deiner Seele sterben, werde ich dich vernichten. Und ich halte mein Wort.«

Er hatte ruhig zugehört, und ich bekam auch eine ebenso ruhige Antwort von ihm, wobei die Worte an Wahrheit und Brisanz nichts zu

wünschen übrigließen. »Du kannst versprechen, was du willst, aber du darfst eines nicht vergessen. Du befindest dich in meiner Zeit und bist deshalb auf mich angewiesen. Nur ich kann dir den Rückweg ermöglichen. Um auf diese Zeit zurückzukommen, ich kenne mich darin aus. Wir stecken inmitten der Albigenserkriege. Zwar ist diese Kapelle gestürmt worden, man hat auch einen Brand gelegt, und die Soldaten zogen weiter, aber es gibt genügend marodierende Horden, die das Land durchstreifen. Aus diesem Grunde wäre ich mir an deiner Stelle nicht so sicher, was dein Versprechen angeht. Du brauchst mich, John Sinclair, und ich glaube, daß du es bald sehr deutlich spüren wirst.«

»Marodierende Horden, die plündern?«

»Ja.«

»Ich glaube dir sogar. Aber noch sind keine Feinde in der Nähe. Wir sind allein. Ich werde dich zwingen, den Rückweg einzuschlagen. Ich weiß, daß du mein Kreuz nicht magst, aber ich werde darauf keine Rücksicht nehmen. Du wirst es dir ansehen müssen, ob du willst oder nicht. Du wirst das Kreuz als einen ersten Schritt zurück in die Gegenwart annehmen. Hast du verstanden?«

»Versuche es.«

Er gab sich sicher. War er das auch? Spielte er nur mit mir? Oder war er tatsächlich so stark von sich überzeugt? Ich dachte auch darüber nach, ob wir zeitgleich in der Vergangenheit gelandet waren. Am selben Tag, zur selben Stunde oder Minute. Wenn ja, dann konnten meine Eltern bereits tot sein.

Diese Vorstellung trieb mir das Blut ins Gesicht. Wieder hätte ich gern auf den Seelenlosen geschossen und den Körper mit Silberkugeln aus der Beretta gespickt.

Aber er hatte recht. Ich brauchte ihn tatsächlich. Deshalb wollte ich mein Kreuz auch nicht zu hart einsetzen. Wenn ich diese Gestalt vernichtete, konnte mir der Rückweg für alle Zeiten versperrt sein, und das durfte ich nicht riskieren.

Er schaute wieder zu, wie ich das Kreuz hervorholte. »Ich mag es nicht«, flüsterte er. »Zeig es mir nicht, es hat keinen Sinn.«

»Angst? Hast du Angst?«

»Nein, aber es wäre nicht gut. Du solltest dir auf keinen Fall einen neuen Feind machen.«

»Kommt es auf den einen noch an?«

»Ja.«

»Gut, dann möchte ich etwas anderes von dir.«

»Und was?«

»Ich möchte deinen Herzschlag fühlen. Ich will ihn fühlen und hören, wie das Herz schlägt.«

Zum erstenmal zeigte sich in seinem Gesicht eine Regung. Er runzelte

die Stirn und zog die Augenbrauen zusammen. »Warum das denn?« fragte er und klang dabei verunsichert. »Was willst du fühlen? Warum willst du meinen Herzschlag…?«

»Ich will wissen, wie du lebst.«

»Das siehst du. Ich stehe vor dir.«

»Ja, es stimmt. Aber ich habe gelernt, daß ein Mensch ohne Seele nicht leben kann.«

»Ich bin die Ausnahme, John. Auch wenn ich zustimmen würde, wird es dazu nicht kommen.«

»Weshalb nicht?«

»Weil sie schon hier sind.«

Ich brauchte nicht zu fragen, wer da war, ich hörte plötzlich das schrille Wiehern des Pferdes, das wie eine Warnung klang.

»Sie sind da, John!«

Verdammt, er hatte recht. Plötzlich waren wir wieder Verbündete. Das Schicksal hatte uns unsichtbare Fesseln angelegt. Ich war gezwungen, mein Vorhaben zurückzustellen.

»Was tun wir jetzt?«

»Warum fragst du mich das?«

»Weil du dich in dieser Zeit aus kennst.«

»Ich trage nur mein Schwert.«

»Das ist immerhin eine Waffe.«

Er lachte. »Glaubst du denn, es wären nur drei oder vier Männer. Nein, das sind mehr.«

Es hatte keinen Sinn, lange zu reden. Das Pferd wieherte wieder schrill, um danach abrupt zu verstummen. Als wäre dies mit einem letzten Schrei geschehen, so kam es mir vor.

Ich war nicht mehr auf der Stelle stehengeblieben, sondern zu einer der Öffnungen gehuscht. Aus dem Augenwinkel sah ich, daß St.Clair sein Schwert gezogen hatte und es kampfbereit in der rechten Hand hielt. Natürlich war ich nicht so dumm, mich offen an diesem Mauerloch zu zeigen. Ich preßte mich daneben mit dem Rücken gegen die Wand und schielte dabei nach draußen.

Die Soldaten waren nicht zu sehen. Allerdings war Gilles de St.Clair auch keinem Irrtum unterlegen, denn sein Pferd hatte sich nicht grundlos zu Boden geworfen und sich auch bestimmt nicht selbst die Lanze in den Hals gerammt. Die Wunde blutete stark, um den Kopf des Tieres hatte sich schon eine dunkle Lache gebildet, die im Nu Schmeißfliegen anzog. Sie umschwirrten den Kadaver, als wollten sie eine besondere Musik machen.

»Dein Pferd ist tot!« rief ich St.Clair leise zu.

Er hatte sich im Schatten in einem Mauerwinkel aufgebaut und nickte mir zu. »Dann sind sie auch da. Ich wußte es. Sie werden von einem Hügel aus das Pferd und auch unsere Bewegungen gesehen

haben.« Er lachte scharf. »Ich denke nicht, daß du deine Eltern jemals wiedersiehst. Du wirst hier dein Leben verlieren. Die Soldaten Roms kennen keine Gnade. Erst recht nicht, wenn sie jemanden mit einem Katharer antreffen. Aber ich denke schon, daß wir uns verteidigen werden - oder nicht?«

»Darauf kannst du dich verlassen.«

Er stellte eine spöttische Frage. »Und wie willst du dich wehren? Kein Schwert, keine Lanze und…«

»Das laß meine Sorge sein. Ich komme aus einer anderen Zeit, und dort gibt es auch andere Waffen.«

Auf eine Antwort wartete ich nicht, denn ich hatte mich von der Sicht nach draußen schon zu lange ablenken lassen. Jetzt schielte ich wieder um die Ecke, und da sah ich die ersten Bewegungen. Sie waren zu zweit. Sie trugen keine Rüstungen, nur Kettenhemden. Keine Helme. Ihre Gesichter waren bärtig, und einer von ihnen hatte mich gesehen. Aus vollem Lauf heraus schleuderte er seine Lanze zielgenau auf das Loch zu.

Hätte ich den Kopf nicht zur Seite genommen, wäre er gespalten worden, so aber huschte die Waffe vorbei und prallte mit einem klirrenden Geräusch gegen die Wand.

Auf meinen Mitstreiter konnte ich nicht mehr achten, denn der draußen aufgellende Schrei machte mir klar, daß die Horde dabei war, anzugreifen.

Sie wußten, daß wir nur zu zweit waren. Deshalb nahmen sie auch nicht die Rücksicht, die sie bei einem Ring aus Verteidigern genommen hätten. Sie stürmten auf die Ruine zu, und der Lanzenwerfer war der erste, der durch das Loch kletterte.

Darauf hatte ich gewartet.

Mit der Beretta schlug ich zu.

Mit einem dumpfen Schlag donnerte der Kolben gegen seinen Kopf und der Mann sackte zusammen, fiel mir praktisch vor die Füße, blieb liegen.

Sofort stürmte der zweite herbei. Er sprang über die Brüstung hinweg. Bewaffnet war er mit einem Kurzschwert, das er noch während des Sprungs in meine Richtung schlug.

Ich war blitzschnell zurückgewichen, deshalb fauchte es an mir vorbei. Ich kam wieder hoch und nach vorn und wunderte mich abermals darüber, wie klein die Menschen zur damaligen Zeit doch gewesen waren. Den Stein hielt ich in der linken Hand. Schießen wollte ich nur im Notfall. Der Mann stürmte mit dem nach vorn gerichteten Schwert auf mich zu, aber er kam zu keinem Stoß, denn der Stein war schneller. Von mir wuchtig und zielsicher geworfen, erwischte er sein Gesicht und zertrümmerte es. Schreiend fiel er zu Boden, preßte die Hände vor sein Gesicht und wälzte sich mehrmals

herum, bis ihn die erste Stufe der Treppe stoppte.

Es waren die ersten Erfolge, die ich errungen hatte, aber dabei mußte es einfach bleiben. Ich hatte mir das Schwert des Soldaten als Beutewaffe besorgt, sprang zurück, um eine Wand im Rücken als Deckung zu haben, als die Horde von allen Seiten die Kapelle stürmte. Die Soldaten nahmen keine Rücksicht mehr und zogen voll durch.

Im ersten Moment nahm ich die Szene auf wie das bunte Treiben in einem Film. Es war schwer, überhaupt daran zu glauben, daß sich diese Dinge in der Realität abspielten, aber dieser bunte Haufen an wild entschlossenen Männern lebte und kämpfte.

Die Soldaten waren unterschiedlich gekleidet. Da gab es zwei, die Helme aufhatten, andere trugen Kettenhemden als Schutz, wieder andere schützten sich mit Schilden, und dann gab es welche, die aussahen wie Bauern, aber gut mit ihren Lanzen umgehen konnten.

Das Innere der Kapelle war beileibe nicht groß. Wer hier kämpfte, hatte kaum Platz. So behinderten sich die Soldaten zwangsläufig.

Aber sie hatten auch ihre Feinde ausgemacht. St.Clair früher als mich, da er den Schatten wieder verlassen hatte. Er bewies mir, daß er alles andere als feige war. Ferner sah ich auch, daß er es hervorragend verstand, sein Schwert zu führen, dessen Griff er mit beiden Händen umschlungen hielt.

Er stürzte sich gegen die Angreifer. Er focht wild und hart. Zwei schlug er zu Boden, wobei er einen - es war einer der Schutzlosen - schwer verletzte.

Über die hochspritzende Blutfontäne sprang er hinweg und stellte sich den anderen.

Er trieb sie zurück.

Das Innere der Kapelle war erfüllt vom Klang der Waffen. Metall hämmerte auf Metall. Die Schreie der Kämpfenden klangen mal schrill, dann wieder dünn, wütend oder ängstlich.

Die Überraschung war ihm gelungen. Es dauerte einige Zeit, bis sich die anderen gesammelt hatten, um einen Gegenangriff zu starten.

Mochte dieser St.Clair sein, wer er wollte, mochte er auch seine Seele an den Teufel verkauft haben, das alles spielte jetzt keine Rolle mehr. Er war eine Person, die ich brauchte, denn ohne ihn würde ich es kaum schaffen, in meine Zeit zurückzukehren. Deshalb mußte ich ihm zur Seite stehen.

Mit dem Schwert konnte ich einigermaßen umgehen, ohne allerdings ein Meister darin zu sein. Es reichte aber aus, um mich zu wehren, und ich war derjenige, der plötzlich zwischen ihnen war und ebenfalls einschlug.

Ich hatte auch an eine Flucht gedacht, nur um überleben zu können, aber sie hätten mich bestimmt erwischt, und irgendwo muß man als Mensch mal etwas durchziehen.

Auch ich wuchtete die Klinge nach vorn. Führte sie schräg, setzte zu Rundschlägen an, hörte, wie meine Waffe von irgendwelchen anderen oder auch Schilden abgewehrt wurde. Bekam dann selbst einen Treffer mit, der zum Glück an meinem Schwert abrutschte und mich nicht verletzte, mich aber zurücktrieb, auch deshalb weil der Soldat noch nachsetzte, um mir den Rest zu geben.

Er war ein wilder Bursche mit hellen Haaren und einem schiefen Gesicht. Er konnte kämpfen, er war besser als ich, das mußte ich zugeben. Daß ich trotzdem überlebte, verdankte ich der Tolpatschigkeit des Schwertträgers. Er stolperte über einen hochkant liegenden Stein, der aus der Mauer herausgebrochen war, schaffte es auch nicht mehr, sich zu fangen, und fiel mir entgegen.

Ich schlug zu, und zwar mit der flachen Seite der Beutewaffe. Sie klatschte gegen sein Gesicht, riß die Haut auf und hinterließ eine Wunde.

Der Mann blieb stöhnend liegen.

Ich hatte nicht getötet. Ich hatte auch nicht geschossen. Über den Bewegungslosen schaute ich hinweg, um zu sehen, was mit St.Clair geschehen war.

Er stand noch auf den Beinen.

Er kämpfte wie ein Berserker, aber er hatte keine Überlebenschance.

Ich sah es. Er konnte es nicht sehen, denn es spielte sich in seinem Rücken ab, wo das Mauerwerk nur noch zur Hälfte stand, aber noch eine entsprechende Deckung bot.

Dahinter richteten sich zwei Soldaten auf.

Ihre Bögen waren gespannt, die Pfeile lagen auf. Ich wollte eine Warnung ausstoßen, aber es war zu spät. Die Pfeile schnellten von den Sehnen und jagten mit tödlicher Sicherheit auf ihr Ziel zu. Sie bohrten sich dicht nebeneinander in den Rücken des Kämpfers.

Das war sein Ende!

Ich war in diesem Augenblick wie gelähmt. Was mir trotzdem durch den Kopf schoß, bekam ich nicht mit. Es drehte sich dabei alles um diese Situation, und ich wußte nur, daß ich jetzt der verdammten Meute allein gegenüberstand.

St.Clair hielt sich noch auf den Beinen. Aus seinem Rücken ragten die Schäfte der Pfeile. Der Körper war nach vorn gedrückt worden, ebenso die Arme. Er hatte sie gesenkt, und mit der Schwertklinge stützte er sich am Boden ab.

Es quoll kein Blut aus der Wunde. Er stand einfach nur da, als würde er auf etwas warten. Plötzlich fing er an zu zittern, dann ruckte zuerst sein Kopf vor, und einen Augenblick später verließ ihn die Kraft. Über das Schwert hinweg fiel er zu Boden und blieb auf dem Bauch liegen.

Vorbei…

Es gab ihn nicht mehr.

Tot!

Ich wußte selbst nicht, was ich noch denken sollte. All das, was ich hatte verhindern wollen, war letztendlich eingetroffen, und plötzlich stand ich allein in dieser verdammten Zeit, abgesehen von der Horde, die sicherlich auf eine zweite Leiche wartete.

Die beiden Schützen hatten bereits neue Pfeile aufgelegt und die Bögen so gedreht, daß sie auf mich zielten. Andere hielten ihre Lanzen stoßbereit, und für einen langen Moment war so etwas wie Ruhe eingetreten, abgesehen vom Stöhnen der Verletzten.

Ich stand noch immer mit dem Rücken zur Wand. Es brachte mir nichts. Die Männer waren einfach in der Überzahl und auch wild entschlossen, ihre Feinde zu töten.

Was tun?

Die Beretta ziehen und schießen? Darauf hoffen, daß einige Kugeln ausreichten, um sie in die Flucht zu schlagen. Pistolen gab es zu dieser Zeit noch nicht, der Schreck über die Schüsse würde sie sicherlich lähmen, aber ob ich sie damit in die Flucht treiben konnte, war mehr als fraglich.

Ich wollte überleben und versuchte es deshalb auf eine andere Art und Weise, die ebenfalls verständlich war.

Ich warf mein Schwert weg. Es rutschte über den Boden und ich hob die Arme.

Der Mann, den ich niedergeschlagen hatte, kam wieder zu sich und war dabei sich aufzurichten. Er hatte aber noch nicht den Überblick.

Auch die anderen schauten mich aus großen Augen an, als könnten sie meine Reaktion nicht begreifen.

Zwei von ihnen flüsterten sich etwas zu, aber keiner tat etwas oder griff mich an. Mit ihren Waffen hielten sie mich unter Kontrolle. Sie schauten auch nicht eben siegessicher, eher skeptisch, denn ich mußte ihnen in meinem Outfit vorkommen wie ein Besucher aus dem All.

Sie kamen mit mir nicht zurecht. Sie vermißten die Rüstung, das Kettenhemd, die Stiefel, eine Rüstung oder einen Helm. Ich sah auch nicht so verschwitzt und verdreckt aus, wie gesagt, sie konnten mit mir nichts anfangen, und sie waren es zudem gewohnt, Befehle entgegenzunehmen, und zwar von ihrem Anführer, den es auch gab.

Es war der Mann, den ich mit der flachen Klinge niedergeschlagen hatte.

Er hatte sich wieder auf die Beine gestellt. Mit einer beinahe wütend wirkenden Bewegung wischte er sich das Blut von der Wange und schüttelte die Tropfen ab.

Dann starrte er mich an.

Sein Blick war nicht glasig, aber auch nicht klar. Er schwankte irgendwo dazwischen. Im Vergleich zu den anderen Kämpfern war er ziemlich groß. Er wußte, was er wert war, stellte sich direkt vor mich

und stemmte seine Hände in die Hüften.
Dann sprach er.
Ich konnte ihn nicht verstehen. Er hatte zu schnell geredet, in einem alten Französisch zudem, aber ich tat ihm den Gefallen und gab ihm eine Antwort.
»Ich denke, wir sollten sprechen und einige Erklärungen für uns herausfinden.«
Der Mann schrie einen Befehl. Diesmal galten die Worte nicht mir, sondern seinen Leuten, die darauf nur gewartet hatten, denn sie reagierten sofort.
Ich kriegte fürchterliche Angst, als sie auf mich zustürmten. Meine Hand zuckte bereits zur Beretta, und doch ließ ich sie stecken.
Sie wollten mich nicht sofort töten. Sie kamen nur, um mich zu packen, und das ließ ich mit mir geschehen. Harte Hände rissen mich zu Boden. Ich bekam einige Schläge ab, die glücklicherweise nicht mein Gesicht trafen. Für die Soldaten war es wichtig, daß ich auf dem Rücken lag und wehrlos war.
Um es auch zu bleiben, preßten zwei meine Arme auf den Boden und zwei andere meine Beine.
Ich traf auch keine Anstalten, mich zu wehren. Es wäre genau das Falsche gewesen. Und so wartete ich ab, was die Männer mit mir vorhatten. Es konnte durchaus sein, daß ich mich irrte, aber ich ging auch jetzt davon aus, daß ihre Neugierde größer war als der Wunsch, mich ins Jenseits zu befördern.
Vorerst zumindest.
Der Anführer scheuchte einige Typen zur Seite, die ihm im Weg standen. Er brauchte freie Bahn, um sich mit mir unterhalten zu können. Dicht vor meinen Füßen blieb er stehen. Den Kopf hielt er gesenkt, so konnte er auf mich niederschauen.
Wieder sagte er etwas, was ich nicht verstand, antwortete nur einsilbig und hatte genau das Richtige getan, denn der Blonde nickte mir zu. Er wollte meinen Namen wissen.
»John Sinclair.«
Er hatte meine Antwort verstanden. Allerdings nicht nur er, die anderen ebenfalls, und sie wurden von der gleichen Unruhe erfaßt wie der Blonde.
»St.Clair…?«
»Nein, Sinclair.«
Ich hatte meinen Namen bewußt betont und auch nicht so singend ausgesprochen, wie es ein Franzose tat, aber die Irritation bei ihm blieb. Er drehte sich um. Man machte ihm Platz. Er schaute dorthin, wo St.Clair tot auf dem Bauch lag, dann kehrte er wieder zurück und schüttelte den Kopf.
»Ich bin nicht er!« sagte ich. »Sinclair!« schrie er mich an.

Ich lächelte, denn ich hatte die exakte Betonung des Namens mitbekommen. »Wer bist du?«

»Ich habe einen ähnlichen Namen, aber ich gehöre nicht zu ihm. Ich bin kein Katharer.« Obwohl der Staub in meinem Hals kratzte, hatte ich laut sprechen können, zwar etwas krächzend, aber dennoch verständlich, hoffte ich zumindest.

Der blonde Anführer reagierte nicht. Er strich wieder über seine Wunde, wahrscheinlich aus Verlegenheit. Seine Soldaten wagten es nicht, irgendein Wort zu sagen, blieben still, und nur das Atmen der Männer, die auf meinen Arm- und Beingelenken hockten, war zu hören. Der säuerliche Gestank aus ihren Mäulern strich sogar über mein Gesicht.

Der Blonde mußte sich entscheiden. Er hatte blaue Augen, wie ich deutlich sah.

Er war eben ein Mann aus dem Norden des Landes. So stimmte die Historie wieder, denn es waren die Truppen gewesen, die wie die Barbaren in den Süden eingefallen waren.

Wollten sie mich töten?

Bestimmt, denn sie Mußten mich als Feind ansehen. Meine Kleidung und mein Gehabe hatten sie jedoch verunsichert. Hinzugekommen war die Neugierde. Andere Feinde gab es nicht in der Umgebung, so hatten sie die nötige Zeit, sich mit mir beschäftigen zu können. Die Wahrheit wollte der Blonde unbedingt herausfinden. Wenn er schon mit Worten nicht weiterkam, versuchte er es auf eine andere Art und Weise. Deshalb ging er in die Knie, wobei er mich nicht aus dem Blick ließ, und plötzlich strichen seine harten und auch schmutzigen Hände über meinen Körper hinweg, wo er etwas suchte.

Er fand die Beretta, zog sie hervor, schaute sie sich an und blickte in die Höhe, wobei er die Waffe ebenfalls hochhielt und sie den anderen Soldaten zeigte.

Seine Soldaten starrten ihn nur an. Sie kamen mit der Beretta ebensowenig zurecht wie ihr Anführer, der die Waffe wieder an ihren Platz steckte.

Ich hatte in den letzten Sekunden den Atem angehalten. Es war wirklich eine Wanderung auf einem schmalen Grat gewesen. Hätte der Mann den Stecher durchgezogen, wäre die Hölle losgewesen.

Möglicherweise hätte er auch mich getroffen. So war der Kelch noch einmal an mir vorübergegangen. Der Schweiß stand mir auf der Stirn.

Das Herzklopfen ließ allmählich nach, aber der Blonde war nicht zufrieden. Die Waffe hatte er gefunden, wieder weggesteckt, und jetzt suchte er weiter.

Unter meinem Hemd hatte er auf meiner Brust das Kreuz ertastet, und schon beim ersten Kontakt mit meinem Talisman war er zusammengezuckt.

Starr blieb er vor mir hocken.

Ich hätte einiges dafür gegeben, seine Gedanken lesen zu können, aber das war nicht möglich.

Er schüttelte den Kopf, schaute mich an, und ich las aus diesem Blick die Forderung nach einer Erklärung. »Es ist ein Kreuz«, sagte ich leise, »ein Kreuz.«

Der Anführer nickte. Die Knöpfe an einem Hemd waren für ihn ebenfalls neu, deshalb packte er zu und riß beide Hälften auseinander, so konnte er endlich sehen, was darunter verborgen gewesen war.

Ich hatte meinen Kopf ein wenig angehoben und schielte an meinem Kinn vorbei auf die Brust. Das matte Silber spiegelte das Licht wieder, und als ich das sah, fühlte ich mich plötzlich wieder wohler.

Der Blonde aber reagierte so, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Sein nach vorn gebeugter Körper zuckte in die Höhe, und aus seinem Mund löste sich ein Schrei. Dabei erstarrte sein Gesicht, da wurden die Augen zu Glas, da waren sie verdreht, und aus dem Rachen drang ein Röcheln.

Ich kam damit nicht zurecht, denn mit einer derartigen Reaktion hatte ich nicht rechnen können.

Der Blonde schlug beide Hände vor sein Gesicht. Er verharrte für einige Sekunden so, dann ließ er die Arme wieder sinken, starrte das Kreuz an, schließlich mich, und sein Gesicht war von einer dunklen Röte überzogen.

»Was ist?« keuchte ich.

»Das Kreuz…«

»Ja, das Kreuz!«

»Es gehört dir?«

»Ja.«

Plötzlich klappte die Verständigung, und ich war gespannt, wie es weiterging.

Die Furcht um mein eigenes Leben hatte ich verloren, denn ich spürte längst, daß sich die Dinge in eine andere Richtung hin entwickelten.

»Rede weiter!«

Der Blonde war zu geschockt. Er selbst schlug ein Kreuzzeichen, blickte mich wieder an, und seine Lippen bebten, als er die Worte sehr langsam und auch für mich verständlich sprach. »Es ist nicht dein Kreuz!«

»Doch!«

»Es gehört einem anderen. Ich weiß es genau. Ich habe es auf einem Bild gesehen. Es gehört Richard Löwenherz…«

***

Plötzlich war mir einiges klar. Jetzt wußte ich, aus welchem Grunde

der Blonde so überrascht reagiert hatte. Ich an seiner Stelle hätte es auch getan, und ich mußte zugeben, daß er sich nicht geirrt hatte, aber ich sagte es ihm anders.

»Es hat Richard Löwenherz gehört. Jetzt aber befindet es sich in meinem Besitz.«

»Warum?«

Ich lachte leise. »Es ist eine lange Geschichte. Ich weiß nicht, ob ich sie dir erklären kann oder soll, du würdest sie nicht begreifen. Aber es stimmt. Dieses Kreuz hat einmal Richard Löwenherz getragen. Er hat es auf dem 3. Kreuzzug mitgenommen. Es war dabei, als Zypern erobert wurde, und er mit dem Sultan Saladin einen Waffenstillstand geschlossen hat. Nun gehört es mir.«

»Richard ist tot.«

»Ja.«

»Aber Maler haben ihn…« Der Blonde schüttelte den Kopf. Er kniete zwar noch, trotzdem wich er etwas von mir zurück, wie jemand, der sich vor etwas fürchtet. Auf ein Zeichen hin wurde ich losgelassen und war froh, endlich die Glieder bewegen zu können. Ich winkelte die Arme an und zog auch die Beine an, während die Soldaten aus dem Staunen nicht mehr herauskamen, ebenso wie der Blonde.

Ich wollte nicht liegenbleiben und setzte mich aufrecht. Dabei hörte ich ihn noch einmal fragen:

»Wer bist du?«

»Kein Katharer.«

»Das stimmt. Denn ein Katharer würde das Kreuz nicht an seinem Körper tragen. Er haßt es. Er lehnt es ab. Du mußt ein anderer sein, das weiß ich.«

»Stimmt. Und meinen Namen habe ich dir gesagt.«

Ich wußte nicht, was ich für ihn war, aber er behandelte mich plötzlich ganz anders. Der Mann ging zurück, sehr vorsichtig, wobei ich daran dachte, daß sich auf seinem Gesicht sogar so etwas wie Ehrfurcht abzeichnete. Ich nutzte die Gelegenheit, um auf die Füße zu kommen.

Die Männer waren noch immer vom Anblick meines Kreuzes wie geblendet, und der Anführer wurde - obwohl er sich irgendwo auch fürchtete - seiner Rolle gerecht. Zuerst nickte er, dann begann er leise zu sprechen. »Man sagt«, flüsterte er, »daß nur derjenige das Kreuz tragen kann, der dafür auserwählt worden ist. Nur bestimmte Männer dürfen es in ihrem Besitz haben. Dann bist du - bist du…«

»John Sinclair«, sagte ich, wobei ich froh war, zumindest die Hälfte von dem verstanden zu haben, was mir gesagt worden war.

»Ein besonderer Mann…«

»Aus dem Land der Angelsachsen.«

Der Blonde nickte und nahm es hin. Dann flüsterte er mir seinen

Namen zu. Er hieß Gustave Crior und stammte aus der Normandie. Er fügte auch eine weitere Frage hinzu. »Warum hast du das Kreuz tragen dürfen? Sage es uns. Bist du gekommen, um die Ketzer zu vernichten? Willst du uns im Namen Richards helfen?«

»Nein, deshalb bin ich nicht hier. Ich bin ein Sucher. Ich suche in der Vergangenheit nach Menschen, die einmal meinen Namen getragen haben. Ich will mehr über meine Familie wissen, über meine Herkunft, aber ich gehöre nicht in diese Zeit. Ich kenne Richard, denn ich bin es einmal gewesen.«

»Das ist nicht wahr.«

»Doch, es ist wahr, aber lassen wir das.« Das sagte ich aus einem guten Grund, denn ich wollte das Thema der Wiedergeburt auf keinen Fall anschneiden, weil die offizielle Kirche, zu der Gustave Crior gehörte, sie nicht akzeptierte, ganz im Gegensatz zu den Katharern.

»Hat man es dir gegeben?«

»Ja.«

»Wer?«

»Du wirst ihn nicht kennen, weil es in meiner Zeit geschehen ist, die weit, weit vorausliegt.«

Er hatte zugehört. Er hatte mich auch angeschaut, aber es war ihm nicht möglich gewesen, die Antwort zu begreifen. Er lebte eben in seiner Zeit und glaubte an die Dinge, die es dort gab, was sein und das Recht aller anderen war.

»Was ist mit St.Clair?«

»Ich habe ihn getroffen.«

»Hier?«

»Nein, in meiner Zeit. Aber kennst du ihn?«

Gustave Crior drehte den Kopf. Er warf dem Toten einen schnellen Blick zu. »Ja, er ist bekannt. Er gehört zu den mächtigen Mystikern und Magiern in diesem Land. Er hat die Menschen aufgewiegelt. Er hat sie mit den Taten des Teufels bekanntgemacht. Er kennt den Zauber, er kennt die Beschwörungen, er ist ein grausamer Mensch, der den Geist der Hölle verbreitet. Jetzt ist er tot, und wir haben lange darauf gewartet, ihn fangen zu können. So ist es richtig, aber wir haben dich gefunden, und wir werden in seinem und in deinem Namen weiterkämpfen.«

»In seinem?«

»Ja, Richards Namen. Dieser große Kämpfer hat uns den richtigen Weg gewiesen. Wir wissen jetzt, was wir zu tun haben, und ich möchte, daß du uns führst, denn wir werden gegen die Ketzer ziehen und sie vernichten.«

Ich lächelte und schüttelte den Kopf. »Das ist zwar edel von dir, aber ich kann nicht an eurer Seite bleiben. Ich gehöre nicht hierher, ich will wieder zurück in meine Zeit, aus der ich, zusammen mit St.Clair

gekommen bin.«

»Mit einem Toten?«

Ich wollte schon mit einem Ja antworten, als mir plötzlich etwas einfiel. Ich war nicht dazu gekommen, genauer darüber nachzudenken, und die Soldaten sahen mir an, daß ich über etwas nachdachte, deshalb verhielten sie sich auch still.

Nicht so ein anderer.

Er lachte plötzlich auf.

Alle drehten sich um und schauten in die Richtung, wo jemand gelacht hatte.

Ich ebenfalls, und so konnte ich zusammen mit den anderen sehen, wie sich der Tote erhob.

Und er lachte weiter…

***

Suko und der Abbé hatten die kleine, fast zerstörte Kirche verlassen und waren nach draußen gegangen, auch um die letzten Strahlen der Abendsonne genießen zu können. »Haben wir jetzt verloren, Abbé?« fragte der Inspektor mit leiser Stimme.

»Warum?«

»Weil alles vorbei ist.«

Bloch hob die Schultern. »Ich weiß es nicht, Suko, denn ich sehe es nicht so pessimistisch an.«

»Was treibt dich dahin?«

»Es war ein Fragment, Suko. Ich denke, daß dieser Film, wenn ich mal so Sagen darf, weiterhin laufen wird, wenn auch auf einer anderen Zeitebene.«

»In die wir nicht hineinkönnen.«

»Noch nicht.«

»Deinen Optimismus möchte ich haben, Abbé. Ich komme mir vor wie jemand, dem ein Schatz gezeigt wird, aber ich komme nicht heran. Als wäre eine Scheibe dazwischen.«

»Dann muß er die Scheibe eben zertrümmern.«

»Schaffen wir das?«

Der Abbé gab die Antwort nicht sofort. Er ging einen Schritt zur Seite, sehr nachdenklich schaute er dabei auf das Gemäuer der Kapelle und sagte dann: »Sie ist wichtig, Suko. Sie ist sehr wichtig. Hier hat vieles begonnen, und ich kann mir auch vorstellen, daß es hier auch enden wird.«

»Woher nimmst du deinen Optimismus und dein Vertrauen?«

»Aus zwei Tatsachen. Wir wissen beide, was sich hier abgespielt hat, oder wir glauben es zu wissen. John ist von diesem St.Clair nicht grundlos an diesen Ort geführt worden. Es muß ein Platz sein, der dem Franzosen eine gewisse Stärke vermittelt. Hier fühlt er sich wohl,

hier hat er seine Erfolge errungen.«

»Aber in der Vergangenheit.«

»Richtig, Suko. Nur ist sie nicht tot. Sie ist vorhanden, so wie alles vorhanden ist, wie du weißt. Es geht nichts verloren, auch die Zeit nicht und ebenfalls nicht die Ereignisse, die sich in dieser Zeit abgespielt haben. Der Kreislauf der Ewigkeit darf nicht unterbrochen werden. Die Vergangenheit verschwindet in einer anderen Dimension. Was du vor zwei Tagen getan hast, ist für dich vorbei, aber nicht für den Kreislauf der Welt, denn dort ist es gespeichert worden. Und manchmal reißt dieser Kreislauf auch auf. Dann entstehen Löcher, wobei ich davon ausgehe, daß wir hier vor oder in einem derartigen Loch stehen. Wir haben John, und wir haben den anderen gesehen. Zwar nur für eine kurze Spanne, aber sie sind vorhanden. Sie sind nicht verlorengegangen, nur eben auf einer anderen Ebene integriert worden, und der Würfel hat uns eben den Weg gezeigt.«

Suko war zu seinem Templer-Freund getreten. »Ich akzeptiere deine Erklärung. Auch ich glaube daran, daß nichts verloren geht, es wechselt in einen anderen Zustand über. Am besten zu erkennen, wenn du Papier verbrennst. Es wird zu Rauch und ist nach wie vor in einer anderen Form vorhanden.«

»So ist es dann auch mit den Menschen und ebenfalls mit der Zeit und den Vorgängen, die sich darin abgespielt haben. Im Prinzip ganz einfach, sage ich mir.«

»Aber kaum zu fassen für uns.«

»Für uns nicht, Suko, aber für andere Wesen, die uns weit überlegen sind.«

»Wen meinst du damit?«

Der Templer hob die Schultern. »Ich kann es dir beim besten Willen nicht sagen, ich kann nur darauf vertrauen, daß uns der Würfel das Tor noch einmal öffnet. In ihm steckt der Schlüssel, um das Vergangene zurückzuholen. Er kann den geheimnisvollen Speicher öffnen, und ich hoffe, daß wir es dann packen.«

»Du bist ein Optimist.«

Bloch nickte. Auf seinem faltigen Gesicht erschien ein Lächeln. »Ja, das bin ich, und es tut mir gut, wieder optimistisch zu sein. Ich habe selbst in der Zeit meiner Blindheit den Optimismus nicht verloren. Und haben mir nicht die Kräfte des Reiches Avalon meine Sehfähigkeit wieder zurückgegeben? Auch Avalon ist ein Stück geheimnisumwitterter Vergangenheit, in der wir uns zurechtgefunden haben.«

»Das kann ich bestätigen.«

»Eben.« Der Templer schritt wieder auf die Kapelle zu, die im sich allmählich verändernden Licht der Sonne ein farblich anderes Aussehen bekommen hatte.

Da der Himmelskörper nicht mehr so hoch stand, warf das Gemäuer längere Schatten.

Suko und der Abbé waren auch weiterhin allein geblieben. Kein anderer Mensch war auf die Idee gekommen, der Kapelle einen Besuch abzustatten, und es war gut, daß man sie nicht störte.

Die Mauern lagen im roten Licht der Abendsonne. Sie schoben sich auch durch die Lücken in das Innere der Kapelle hinein, wo sie den Staub in ihren Strahlen funkeln ließen und die in den Ecken lauernden Schatten vertrieben.

Bloch fühlte sich in der Kapelle wohler als draußen, was er Suko auch sagte.

»Warum ist das so?«

Der Abbé hob die Schultern. »Genau kann ich es dir nicht sagen. Es mag an dieser frühabendlichen Atmosphäre liegen, die so ganz anders ist als die am Morgen. Sie kommt mir geheimnisvoller vor, weil auch das Licht sich verändert hat. Es weiß, daß es Abschied nehmen muß, um erst am anderen Tag wieder zu erwachen. Aber es kämpft immer wieder gegen den Einbruch der Dunkelheit an, als wollte es durch verschiedene Farbtöne noch einmal auf sich aufmerksam sein.« Er streckte den Arm aus und bewegte ihn. »Schau dich um, Suko, sieh überall hin. Beobachte die Mauern, die Reste, die Steine, halte das Licht unter Kontrolle, und du wirst erkennen, was ich damit meine. Dies ist eine Atmosphäre zwischen Tag und Traum. Da mischt sich die Gegenwart mit der Zukunft. Die eine nimmt Abschied, die andere kommt herbei, wobei ich die Nacht meine. Mir ist es, als stünde ich am Schnittpunkt der Zeiten.«

»Hat es seinen Grund, warum du das sagst, oder redest du nur so dahin?«

»Nein, Suko, das wäre einfach zu billig. Es gibt schon einen Grund, den ich spüre.«

»Ich leider nicht.«

»Das muß auch nicht sein, Suko, aber ich merke, daß sich etwas ganz in unserer Nähe abspielt, an das wir leider durch den Zeitvorhang nicht herankommen. Ich hoffe aber, daß ich ihn wieder öffnen kann.« Er griff in die Tasche und holte den Würfel des Heils hervor, was Suko skeptisch beobachtete. »Wird er die Lücke reißen?«

Bloch nickte. »Ich bin davon überzeugt, sonst hätte mich nicht der Drang überfallen, ihn aus der Tasche zu befreien. Es geht weiter, es muß weitergehen, es ist weitergegangen, auch wenn wir es noch nicht mit unseren eigenen Augen sehen.«

»Gut, dann lasse ich dich in Ruhe.«

»Danke.« Der Abbé schaute zu, wie sich Suko einen schattigen Platz im Hintergrund suchte und sich dort auf einem Stein niederließ, der aus der Mauer gebrochen war. Er blieb dort bewegungslos sitzen, weil

er die Regeln genau kannte. Auch er wollte, wenn er einer bestimmten Aufgabe nachging, nicht gestört werden.

Der Abbé setzte sich dorthin, wo durch ein ehemaliges Fenster rotes Abendlicht in die Kapelle hineinfiel. Ihm gefiel es in dieser Lichtinsel.

Suko saß ihm gegenüber. Jede Bewegung des Templers konnte er beobachten.

Bloch legte den Würfel wieder auf seine Hand. Suko wußte, daß er den Mann in den folgenden Sekunden nicht ansprechen durfte. Der Abbé hatte mit sich selbst genug zu tun. Er würde in eine tiefe Konzentration hineinsinken. Wie jemand, der versuchte, durch geistige Kraft die Grenzen zwischen den Zeiten aufzureißen, und dabei würde ihm der Würfel als Katalysator eine große Hilfe sein.

Der Blick des Abbés war starr auf den Würfel gerichtet. Bloch hatte gespürt, daß die Zeit reif war.

Er wurde einfach das Gefühl nicht los, vor einer wichtigen Entscheidung zu stehen. Zwischen dem Vergehen des Tages und dem Einbruch der Dämmerung, also zwischen Tag und Traum, galten zwar dieselben physikalischen Gesetze, aber aus den anderen Dimensionen schob sich etwas hervor, das nicht zu sehen und nur zu fühlen war.

Zeiten mischten sich. Der Abbé malte sich ein Bild. Die Gegenwart lag links von ihm, die Vergangenheit auf der rechten Seite, und genau dazwischen befand sich der Würfel des Heils als Mittler und Beschleuniger.

Der Templer war davon überzeugt, den richtigen Zeitpunkt gewählt zu haben. Er wußte, daß es keinen besseren gab, und er merkte auch, daß ihn der Würfel nicht im Stich ließ, daß er den Kontakt zwischen ihm und dem Besitzer herstellte.

Die Oberfläche des Würfels war wie immer dunkel, die Farben Rot und Violett schienen zu zerfließen. Noch hielten sich die weißen Schlieren zurück, sie waren die Mittler zwischen dem Abbé und dem Würfel. Sie transportierten das Wissen, und sie öffneten dem Besitzer den Zugang zu anderen Welten und Zeiten.

Der Abbé wartete. Er konnte jetzt nur noch hoffen und sich konzentrieren, aber er sah es als einen ersten Erfolg an, als sich die Schlieren plötzlich in der dunklen Farbe zeigten. Woher sie gekommen waren, wußte er nicht. Für ihn war der Würfel zwar in seinen Ausmaßen begrenzt, doch sein Inhalt schien unbegrenzt zu sein und von einer Weite, die mathematisch und physikalisch nicht zu erfassen war.

Manchmal hatte sich der Templer gewünscht, selbst der Würfel zu sein, um direkt in die anderen Welten schauen zu können, wo die Begriffe Raum und Zeit ihren Sinn verloren hatten und andere, für Menschen nicht faßbare Gesetze herrschten.

Die Schlieren zuckten, sie wollten dem Abbé eine Botschaft

übermitteln.
Es war wie immer, und trotzdem konnte er sich damit nicht zufrieden geben.
Die Schlieren zeigten sich ungewöhnlich zart; was sie umgab, war deutlich stärker.
Bloch wunderte sich.
Etwas stimmte nicht, das wußte er genau. Eine derartige Wandlung oder Veränderung hatte er noch nie beim Betrachten des Würfels erlebt, auch wenn er sich in diese tiefe Konzentration hatte hineingleiten lassen.
Er faßte das Geschehen kurz zusammen und kam zu dem Entschluß, daß die Schlieren einfach nicht so durchkamen, wie er es von ihnen gewohnt war.
Diesmal war die Umgebung stärker. Und sie zeigte es auch durch die Veränderung der Farbe. Dieser dunkelrote und ins Lila hineinkriechende Farbton zog sich allmählich zurück, weil ein anderer viel stärker war und ihn überdeckte.
Bloch schüttelte den Kopf, weil er es kaum glauben konnte, aber er schaute weiterhin nach, und der viereckige Gegenstand lag auf seinen Händen wie festgeleimt.
Suko war das Kopfschütteln ebenfalls aufgefallen. Beim erstenmal hatte er noch darüber hinweggesehen und es für eine reflexhafte Reaktion gehalten.
Das aber änderte sich, als der Abbé mehrmals den Kopf schüttelte, und diese Reaktion entsprechende Fragen bei Suko aufkommen ließ. Auch wenn es nicht gut war, den Templer in seiner Konzentration zu stören, wollte der Inspektor doch mehr wissen. Er hatte schon zu einer Frage angesetzt, aber der Abbé kam ihm zuvor.
»Suko, es stimmt was nicht.«
»Was ist denn?«
Bloch hob die Schultern. Er behielt sein Flüstern bei. »Ich, ich kann es dir nicht genau sagen, aber die Reaktion ist eine andere als sonst.«
»Siehst du die Schlieren?« Suko beugte sich bereits nach vorn, um aufzustehen.
»Das schon…«
»Aber was…?«
»Sie sind zu schwach«, sagte Bloch leise. »Sie sind sogar sehr schwach, und ich glaube kaum, daß man sie noch als Energieträger bezeichnen kann.«
»Das ist doch…«
»Schau es dir an!«
Suko hielt nichts mehr an seinem Platz. Er schnellte hoch und überwand mit wenigen langen Schritten die trennende Distanz zum Anführer der Templer, der nicht mehr auf den Würfel schaute,

sondern Suko anblickte. Das Gesicht des Abbés gefiel dem Inspektor gar nicht. Bloch wirkte plötzlich hilflos wie ein kleines Kind. Sein Mund zuckte, dann hob er die Schultern und sogar die Hände, auf denen der Würfel lag. Sie zitterten ziemlich stark. »Sieh es dir an, Suko! Sieh es dir an!«

»Ja, okay.«

Sekunden später erschrak der Inspektor bis ins Mark. Der Würfel hatte sich in seinem Innern tatsächlich verändert. Er war längst nicht mehr violett, sondern von einer tiefen, schon furchteinflößenden Schwärze, wie sie dichter selbst im All nicht sein konnte. Da drang kein einziger Lichtfunken durch das Dunkel, es waren keine weißen Schlieren zu entdecken, nur die alles beherrschende Schwärze hielt den Würfel in seinem Innern fest.

»Du hast recht…«

»Ja, Suko, ich habe recht. Ich weiß, daß dieser Ort ein besonderer ist, an dem wir uns aufhalten. Aber ich habe nie damit gerechnet, daß sich hier Kräfte konzentrieren, die denen des Würfels überlegen sind. Das ist für mich unfaßbar.«

»Sind Sie wirklich so stark?«

»Glaubst du etwas anderes?«

»Sorry, aber ich weiß nicht, was ich noch glauben soll. Ich rechne einfach damit.«

»Er hat mich noch nie im Stich gelassen«, flüsterte der Abbé. »Warum heute? Warum jetzt? Ich komme damit nicht zurecht. Es ist einfach zu hoch für mich. Vielleicht hätte ich mich mit ihm auch stärker beschäftigen sollen - oder irgendwo…«

»Nein, nein, du hast keinen Fehler begangen.«

»Was oder wer dann?«

»Die Umstände, denke ich.«

»Bitte?«

»Ja, die Umstände.« Suko nickte. »Nichts anderes ist es gewesen in dieser Umgebung. Es sind einfach die Umstände, die sich auf den Würfel abgefärbt haben. In dieser Kapelle muß eine Kraft hausen, die so stark ist, daß sie selbst den Würfel übernommen hat. Sie hat ihn von seiner Macht befreit, und wir sprechen nicht umsonst von den Reichen der Finsternis. In diesem Würfel bekommst du es zu Gesicht. Die Finsternis ist da, Abbé, und ich will nicht sagen, daß sie schon begonnen hat, aber es macht mich doch stutzig, daß sich der Würfel nicht gegen sie wehrt.«

Bloch wollte es nicht akzeptieren, deshalb schüttelte er den Kopf. Er sah dabei aus, als wäre er aus einem tiefen Traum erwacht, und das Zittern seiner Hände blieb.

»Du glaubst mir nicht?«

»Ich will dir auch nicht glauben, Suko. Ich will einfach nicht

akzeptieren, daß die Mächte der Finsternis stärker sind als er. Das darf nicht so sein.«

»Dann bin ich überfragt.«

»Schau noch einmal genau hinein, Suko!« hat der Templer.

»Das tue ich!«

»Noch genauer, bitte.«

»Wie du willst.« Suko folgte dem Ratschlag. Er wollte dem Abbé auch nicht vor den Kopf stoßen, deshalb senkte er seinen Blick und wußte aber nicht, wie er die Vorgänge innerhalb des Würfels interpretieren sollte. »Ich sehe nur eine Schwärze«, sagte er leise.

»Ja, sie ist da, aber siehst du nicht mehr?«

»Keine Schlieren.«

»Das meine ich nicht. Schau bitte genau hin, dann wirst du erkennen, daß sich die Schwärze bewegt. Sie ruht nicht, sie ist nicht still wie im All oder so. Sie ist von irgendeiner Kraft erfüllt, die mit ihr macht, was sie will. Ich sehe sie als sich bewegende Wolken, die sich zusammenziehen, die auseinanderquellen, die sich ausbreiten und doch in dem Würfel gefangen sind.«

»Ja, stimmt«, mußte Suko zugeben. Es ärgerte ihn, daß er es nicht sofort entdeckt hatte.

»Was sagst du dazu?«

»Nichts.«

»Du kannst es nicht interpretieren.«

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

»Hast du denn nichts gespürt, Abbé. Sendet diese Schwärze denn keine Botschaft aus?«

»Doch, doch«, gab der Templer nach einer Weile des Überlegens zu. »Irgendwo schon. Es ist eine Botschaft vorhanden, aber sie ist so falsch, so fremd und anders. Sie gehört einfach nicht zu uns und zu diesem Würfel. Es ist kein Platz für sie, der Würfel müßte sie normalerweise abstoßen, aber trotzdem ist sie da. Eine Schwärze, wie ich sie seit meiner Blindheit nicht mehr gesehen habe.«

»Macht sie dir Angst?«

»Nicht direkt, aber ich merke schon, wie sie mich übernehmen will, dabei allerdings noch zögert.«

»Tut mir leid, Abbé, aber ich komme damit nicht zurecht. Vielleicht sollte ich den Würfel übernehmen.«

Die Reaktion erfolgte spontan. »Ja, das wäre nicht schlecht. Das ist sogar gut.«

»Dann gib ihn mir.«

Suko bekam den Würfel überreicht.

Seine Hände, die dicht zusammenlagen, zitterten nicht, sie blieben sehr ruhig, auch wenn sich Suko durch den jetzt wallenden Inhalt ein

wenig gestört fühlte.
Auch der Abbé stand jetzt, damit er von oben gegen den Würfel schauen konnte und ihm nichts von dem entging, was sich in seinem Innern abspielte.
Die Schatten waren zu Wolken geworden. Die Dunkelheit lebte. Ein pechschwarzer Nebel breitete sich aus, der noch in seinem Gefängnis blieb, aber nicht mehr lang, denn Suko sah plötzlich, wie die Oberfläche vor seinen Augen verschwand.
Sie weichte auf. Sie trieb dahin, als wollte sie wegfliegen, und Suko, der den Würfel festhielt, merkte, wie sein Herz immer schneller schlug.
Der Inhalt quoll hervor. Die Fläche wölkte vor Sukos Körper auf und bildete pechschwarzen Rauch, der völlig normal war und nicht roch, sich aber zwischen Suko und den Abbé schob, als wollte er die beiden voneinander trennen.
Beide hielten den Atem an. Sie konnten nicht anders. Sie waren auch nicht mehr fähig, einen normalen Gedanken zu fassen, denn hier gab es plötzlich andere Gesetze.
Man spielte mit ihnen. Die fremde Magie breitete sich immer stärker aus und war bereits so weitläufig geworden, daß sie sich unter der Decke hätte sammeln können.
Eine pechschwarze Wolke, die nicht zu durchschauen, in ihrer Dichte so stark wie nichts Vergleichbares, und Suko merkte, daß sich der Würfel auf seinen Handflächen immer stärker abkühlte und allmählich die Kälte eines Eisklumpens annahm.
Kälte - Eis!
Ein Zeichen dafür, daß der Würfel jetzt unter einer anderen Kraft stand und ihr hörig war.
»Das gibt es nicht«, flüsterte der Inspektor. »Es ist doch unmöglich, daß jemand den Würfel manipuliert. Das kann ich nicht glauben. Er ist eigenständig…« Seine Stimme versagte. Der Abbé taumelte zurück. Er hatte sich bisher wirklich gut gehalten. Nun aber wirkte er wie jemand, für den eine Welt zusammengebrochen war.
Erst an einer Mauer fand er die nötige Stütze, und auch hier sanken seine Knie ein. »Ich begreife es nicht!« keuchte er. »Ich komme nicht damit zurecht. Es ist alles anders geworden. Für mich bricht eine Welt zusammen…«
Suko hatte zwar seine Stimme gehört, die Worte aber nicht mitbekommen, denn er schaute auf die Wolke, die an Dichte gewonnen hatte. Und noch immer krochen dunkle Schwaden aus dem Würfel.
So starr sein Körper auch sein mochte, die Gedanken waren es nicht. Sie bewegten sich, sie kreisten, sie suchten nach einem Ausweg, und etwas hatte sich in seinem Kopf festgesetzt. Eine Idee, Gedanke, der

noch formuliert werden mußte.
Etwas war da.
Die Dunkelheit, die Schwärze, die verfluchten Wolken, dieses absolute Schwarz, das sich vor seinen Augen aufgebaut hatte. Er war ihm nicht neu, es gab dafür eine Bezeichnung, die zudem in einem unmittelbaren Zusammenhang zum Würfel stand.
Zum Würfel?
Zu einem Würfel?
Die Gedanken jagten sich plötzlich, und Suko wußte, daß er dicht vor einer akzeptablen Lösung stand.
Nicht zu einem Würfel. Nicht allein, denn zum Würfel des Heils gab es noch ein Gegenstück.
Es war der Würfel des Unheils, der sich einmal in den Händen eines gewissen Doktor Tod befunden hatte, von ihm aber übergegangen war in den Besitz des Spuks. Er besaß den Urwürfel. Und er war eine pechschwarze, lichtlose, amorphe Gestalt. Der grandiose und auch brutale Herrscher im Reich der Dämonenseelen.
Der Spuk war ein Dämon, er war ein Feind, aber er verhielt sich Suko und John Sinclair gegenüber nicht immer als Feind, sondern oft genug neutral, wenn seine Interessen auf dem Spiel standen.
Wer es genau war, konnte niemand sagen. Er entstammte den Urzeiten, als die Erde noch in der Entstehung war, als es aber schon die beiden Pole - das Gute und auch das Böse - gab.
Der Spuk stammte von den Sternen. Ein mächtiges Wesen, unfaßbar in seinem Aussehen und in seiner tiefen Schwärze. Etwas, das nicht gegriffen werden konnte. Ein Wesen, das man nicht erklären konnte, das aber lebte und von gefährlichen Gedanken durchdrungen war.
Er war gekommen.
Er hatte den Würfel verlassen.
Nur war es der falsche gewesen, denn in seinem Besitz befand sich das Original.
Mit dem Würfel des Heils hatte er normalerweise nichts zu tun gehabt. Niemals wäre ihm - niemals…?
Alles hatte sich geändert, dachte Suko. Der Spuk hatte es geschafft, seinen Würfel zu verlassen und den anderen zu übernehmen.
Die absolute Schwärze hatte sich zwischen Suko und dem Abbé wie eine Wand aufgebaut. Keiner konnte den anderen sehen, nur hören, und Suko vernahm das Keuchen des Templers, das die schwarze, wallende Wand durchdrang.
Auch Bloch war eingeweiht. Sicherlich wußte er ebenfalls Bescheid, aber er sagte nichts. Bestimmt starrte er ebenso starr wie Suko auf die Veränderung in der Schwärze, die dem Inspektor zugleich deutlich machte, daß er sich nicht geirrt hatte, was die Gestalt des Spuks anging. Was nun erschien, gehörte einfach zu ihm. Er hatte förmlich

darauf gewartet und wurde nicht enttäuscht.

In der absoluten Schwärze waren zwei Löcher erschienen, so zumindest sah es aus.

Aber diese Löcher füllten sich mit einer Farbe, und sie leuchteten wie zwei rote, düstere Augen…

***

Suko hielt den Atem an. Er konnte sich vorstellen, daß der Abbé auf der anderen Seite der pechschwarzen Wand das gleiche tat. So wartete jeder darauf, daß der andere reagierte, was nicht eintrat, denn ein anderer hatte die Regie übernommen.

Der Spuk meldete sich.

Es war eine Stimme, aber es war doch keine. Sie hörten sie mit den Ohren und zugleich im Kopf, wo jedes seiner Worte nachklang.

»Ich habe lange gewartet, aber jetzt ist der Zeitpunkt günstig. Jetzt kann ich es schaffen, mein Reich mit einer neuen Seele zu füllen. Ich will sie haben, ich muß sie haben.«

Suko hatte sich als erster gefangen, und er sprach gegen die schwarze, wallende Wand an. »Was willst du mit unseren Seelen, verdammt? Warum willst du sie so plötzlich holen?«

»Nicht eure Seelen. Ihr seid nur die Mittler gewesen. Die Führer zu einem bestimmten Punkt, den ich erreichen will. Ich brauche sie, und ich habe den Würfel gewählt, um euch klarzumachen, daß ihr aus diesem Fall aussteigen sollt.«

»Nein, wir sind…«

»Ich weiß, daß ihr euch Sorgen macht. Ihr habt es auch richtig angefangen und diesen Platz gewählt, an dem vor langer Zeit durch Menschenhand experimentiert wurde. Hier hat jemand gehaust, der den Himmel und die Hölle versucht hat. Einer, der sich zwischen dem Licht und der Dunkelheit entscheiden mußte, der aber die Dunkelheit gewählt hat, um an das Licht heranzukommen.«

»St.Clair?«

»Ja, Suko, der Mystiker und Magier St.Clair, der den Lockungen des Satans verfiel und dafür seine Seele verkaufte, die lange gefangen oder verschwunden war, aber jetzt aus ihrer Verbannung hervorgetreten ist, und darauf habe ich gewartet.«

»Dann willst du sie haben?«

In den Augenlöchern schimmerte es für einen Moment auf. »Ich werde sie holen.«

»Warum? Sie kann dir egal sein…«

»Nein, sie ist eine besondere Seele und sie wird noch zu etwas Besonderem, wenn ich sie dem Teufel entreißen kann. Das alles ist von mir beschlossen worden. Das hat hier in der Kapelle seinen Anfang genommen, denn hier fing der Mensch St.Clair damit an,

Kontakt zum Teufel aufzunehmen, was ihm auch gelungen ist.«

Suko nickte. »Es ist gut. Du bist der Stärkere, und du hast gewonnen. Außerdem hast du die älteren Rechte. Wir sind nur Spielbälle, was wir selbst haben erkennen müssen, als du aus dem Würfel des Heils gestiegen bist und nicht aus dem des Unheils. Ich weiß nicht, wie du es geschafft hast, zwischen den Würfeln zu wechseln, aber ich nehme es hin.«

Aus der Wolke erklang so etwas wie ein Lachen. »Die Rätsel der Welt sind für die meisten Menschen unbegreiflich. Sie werden sie niemals lösen können. *Wie* groß müssen erst die Rätsel sein, die sich außerhalb von Raum und Zeit verbergen. Es gibt zwei Würfel, die gleich aussehen, aber trotzdem unterschiedlich sind. Einen behalte ich, weil die Waffe für einen Menschen zu stark ist, aber ich sage euch auch, daß ich den zweiten Würfel ebenfalls unter Kontrolle habe, und daß meine Macht stärker ist als die Kraft des Würfels…«

Es waren seine letzten Worte. Er brauchte es nicht extra zu sagen, denn Suko und der Abbé schauten von verschiedenen Seiten zu, wie das rote Licht in den Augen allmählich verschwand. Es verblaßte intervallweise, die Dichte zog sich zurück, zuletzt war nur mehr ein Schimmern zu sehen, was schließlich von der absoluten Schwärze verschluckt wurde.

Es blieb die Wolke, aber auch die nur für einen Moment, denn von innen her zog sie sich zusammen, als befände sich im Zentrum ein starker Magnet, der alles zu sich heranriß, was sich an den Rändern aufhielt. Er holte es, er verkleinerte die Wolke, und er zentrierte sie auf einen Punkt, so groß wie das Auge eines Scheinwerfers, nur eben rabenschwarz, und auch das war bald nicht mehr zu sehen.

Die Schwärze war weg.

Es gab den Spuk nicht mehr.

Suko und der Abbé waren wieder allein. Wie geistesabwesend schaute Suko gegen die Oberfläche, zwinkerte und hob die Schultern.

»Jetzt habe ich alles begriffen!« flüsterte der Abbé, wobei er mit einer müden Bewegung über seine Stirn strich, dann nickte und sich noch einmal selbst bestätigte, daß er es begriffen hatte.

»Es war nicht leicht«, gab Suko zu.

»Und was ist mit dem Würfel?«

Der Inspektor lächelte. »Hier, nimm ihn. Schau ihn dir an. Er gehört dir ja.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Ich zweifle mittlerweile. Ich hätte nie gedacht, daß ihn eine fremde Kraft manipulieren kann. Der Spuk hat sein Reich verlassen. Er kam als dichte Dunkelheit, und er hat die eigentlichen Kräfte in meinem Würfel überlagert. Ich will nicht sagen, daß für mich eine Welt

zusammengebrochen ist, aber damit muß ich fertig werden. Ich habe immer gedacht, ein Instrument in meinem Besitz zu haben, das unabhängig ist, aber ich muß nun einsehen, daß das nicht stimmt.«

»Zu oft wird dir der Würfel oder der Spuk ja nicht ins Handwerk pfuschen«, erklärte Suko. »Heute haben wir eine Ausnahme erlebt. Du kannst ihn ruhig an dich nehmen, denn er gehört nach wie vor dir, mein Freund. Dir allein.«

»Ja, danke.« Vorsichtig faßte ihn der Abbé an. Er schaute hin, in seinen Augen schimmerte es verdächtig, dann drang ein Seufzer aus seinem Mund, bevor er den Würfel wieder in seiner Tasche verschwinden ließ. »Trotz allem hat er seine Pflicht und Schuldigkeit getan, Suko, oder was meinst du dazu?«

»Ich sehe es ähnlich.«

»Danke.« Bloch räusperte sich. »Wobei ich mich frage, wie es für uns jetzt weitergeht.«

»Für uns?«

»Ja - oder sind wir aus dem Rennen?«

Suko gab die Antwort draußen, wo die Sonne den Himmel verlassen hatte. Im fernen Westen war der Himmel noch rot gefärbt, als hätte jemand dort die Tür eines gewaltigen Ofens geöffnet, um die Glut noch einmal hinein in die Dunkelheit scheinen zu lassen.

»Ja, mein Freund. Wir sind gewissermaßen aus dem Rennen. Der Spuk hat uns den eigentlichen Weg gezeigt, den er gehen will. Für uns ist dieser Pfad tabu.«

»So sehe ich es auch«, stimmte der Abbé zu. »Aber ich frage mich nur, ob es noch Sinn hat, hier bei der Ruine zu bleiben. Wir könnten wieder zurück nach Alet-les-Bains fahren…«

»Denk an John.«

»Klar, Suko. Aber glaubst du, daß er sich uns hier in der Kapelle noch einmal zeigt? Rechnest du wieder mit einer Überschneidung der beiden Zeitströme?«

»Ich kann es dir nicht sagen.« Suko schaute zum Himmel. »Ausgeschlossen ist nichts. Deshalb schlag ich dir einen Kompromiß vor, wenn du einverstanden bist.«

»Ich höre.«

»Warten wir bis Mitternacht ab - okay?«

Bloch nickte. »Einverstanden.«

***

Der erste Schuß fiel.

Horace F. Sinclair saß starr hinter dem Lenkrad. Er schaute nur nach vorn und konnte einfach nicht glauben, daß die Frau dort im Licht der Scheinwerfer, die ein Gewehr angelegt hatte, Mary war und tatsächlich auf ihn gefeuert hatte.

Der zweite Schuß.

Sinclair hörte einen Schlag, als die Kugel in die Karosserie des Autos einschlug.

Mary feuerte ein drittes Mal.

Das Geschoß schlug in den linken Vorderreifen. Horace hörte sogar den leisen Knall, dann sackte der Wagen auch leicht nach links hin weg, und seine Frau Mary schoß abermals. Sie ging dabei, hielt das Gewehr jetzt höher, und diese Kugel machte, als sie die Frontscheibe durchschlug, Horace F. Sinclair endgültig klar, daß seine eigene Frau den Vorsatz hatte, ihn zu töten, und ihm seinen Mordversuch nun mit gleicher Münze heimzahlte. Die unmittelbare Umgebung hatte sich verändert.

Er konnte nicht mehr durch die Scheibe schauen, die gesplittert war und um das Einschußloch herum zerbröselt war.

Er konnte seine Frau nicht mehr sehen, sie aber sah auch ihn nicht mehr. Trotzdem war es für ihn keine Erlösung aus diesem Drama, er mußte den Wagen verlassen, bevor ihn seine Frau erreichte und ihn abschoß wie einen Hasen.

Vor dreißig Jahren wäre er beweglicher gewesen, aber in seinem Alter wollten die Knochen nicht mehr so, wie er sich das vorstellte. Doch Horace mußte reagieren, sonst würde ihm Mary sein Lebenslicht ausblasen.

Horace wollte nicht normal aussteigen und somit ein Ziel abgeben. Er lag bereits auf der Sitzbank und bewegte sich nach links, weil er auf der Beifahrerseite den Wagen verlassen wollte, womit seine Frau hoffentlich nicht rechnete.

Er mußte vorsichtig und zugleich schnell sein. So rasch, wie es ihm möglich war, bewegte er sich über die Sitzbank. Er rechnete jeden Moment mit einem weiteren Schuß, der aber nicht fiel. Trotzdem wollte Horace nicht glauben, daß seine Frau aufgegeben hatte.

Es war aber nichts zu hören, abgesehen von seinem eigenen Keuchen. Auch das wollte er unter Kontrolle halten. Er gab sich selbst noch einige Sekunden der inneren Sammlung. Den inneren Türhebel hielt er bereits umfaßt und dann drückte er die Tür auf.

Sein Sohn hätte sich in einer derartigen Situation hinausgerollt, das wußte Horace, er aber schaffte das in seinem Alter nicht mehr, und so kippte er nur nach vorn, die Hände ausgestreckt.

Der Weg nach unten kam ihm verdammt lang vor. Endlich spürte er den kalten Boden unter seinen Händen. Der Mann knickte nach vorn zusammen, er drehte sich gleichzeitig zur Seite, stieß sich mit der Schulter ab und dachte in diesen Momenten nicht an seine Frau, sondern ausschließlich an sich selbst.

Er mußte den tödlichen Kugeln entwischen, die noch im Magazin der Waffe steckten.

Es war still.
Die Seitentür stand auf.
Licht fiel aus dem Wagen nach draußen und erwischte auch den am Boden liegenden Horace F.
Sinclair, was diesem überhaupt nicht gefallen konnte, denn so lag er tatsächlich wie auf dem Präsentierteller. Von Mary war nichts zu hören. In der Nähe fuhr der Wind wie mit Geisterarmen durch eine dicht belaubte Krone und ließ die Blätter rascheln. Hoch am Himmel hätte sich der Mond zeigen müssen, aber schleierhafte Wolken bedeckten den bleichen Kreis.
Tritte?
Gab es Tritte?
Sinclair strengte sein Gehör an. Es hatte auch im Alter nicht gelitten, er war stolz darauf, aber Mary meldete sich nicht. Sinclair atmete deshalb aus, und seine Gedanken konnten sich mit einem Ausweg aus dieser Lage befassen.
Noch immer auf dem Boden liegend, schaute er am linken Vorderreifen vorbei nach vorn, wo noch immer das Scheinwerferlicht den Weg ausleuchtete, das plötzlich die Hälfte seiner Leuchtkraft verlor, denn mit einem weiteren Schuß hatte Mary den linken Scheinwerfer getroffen.
Das Echo rollte durch die Dunkelheit und verlor sich irgendwo auf den Hängen.
Horace hätte sich am liebsten tief im Boden verkrochen. Da es nicht möglich war, blieb er liegen und hörte sehr deutlich, schon brutal überdeutlich, die jetzt häßlich klingende Stimme seiner Frau.
»Ich kriege dich, Horace. Ich werde dich kriegen. Ich werde dir eine Kugel durch den Kopf schießen und anschließend ein Messer nehmen, um dich zu zerstückeln. Glaub es mir…«
Sinclair hatte das Gefühl, innerlich zu vereisen. Das konnte, das durfte nicht wahr sein, das war nicht seine Frau, nicht die Person, die ihn auf seinem Lebensweg Jahrzehnte über begleitet hatte.
Aber er konnte sich nichts vormachen. Es war Mary, nur stand sie unter dem Einfluß des Schattens, und er hörte sie wieder gehen, und er hörte auch die Worte. »Ich werde dich holen, Horace. Es gibt keinen Ort hier in der Nähe, wo du dich verstecken kannst und ich dich nicht finden werde. Du brauchst keine Sorgen mehr zu haben, ich bin dein Tod…«
Wieder schoß sie.
Und diesmal traf sie - ob Zufall oder nicht - auch den rechten Scheinwerfer.
Die Dunkelheit fiel vor dem Range Rover zusammen. Nur das Licht aus dem Fahrerhaus fand durch die offenstehende Tür den Weg nach draußen und malte die Gestalt des Mannes deutlich ab.

Zu deutlich, präsentiertellerhaft, wie Horace F. Sinclair fand. Er war kein Mensch, der sich auf irgend etwas ausruhte. In seinem Leben hatte er gelernt, zu kämpfen und zu überleben, auch im Alter, als er längst die Vorzüge der Pension genossen hatte. Und auch jetzt wollte er nicht aufgeben, er würde dem Tod nicht so einfach die Hand reichen, auch wenn sie ihm durch seine eigene Frau entgegengestreckt wurde.

Er hörte Mary kichern. Es klang häßlich und widerlich. So kannte ihr Mann sie nicht, und dieses Geräusch fuhr in sein Inneres hinein wie ein Eiszapfen, der aber sehr schnell schmolz und einer gewissen Hitze Platz schaffte.

Zum Glück ging sie noch. Zum Glück hinterließ sie dabei auch Geräusche, die seine eigenen überdeckten, als er sich bäuchlings auf der Stelle herumdrehte.

Der Plan des Mannes stand längst fest. Wenn er dieser mordgierigen Person entkommen wollte, dann mußte er unter dem Wagen herkriechen. Bis er eine Deckung gefunden hatte, würde es viel zu lange dauern, da würde ihn jede Kugel einholen.

Deshalb kroch er unter den Wagen. Horace gratulierte sich dazu, ein hochrädriges Geländefahrzeug angeschafft zu haben.

Er schob sich der Hinterachse entgegen und blieb dort liegen, den Blick nach vorn gerichtet. Die Position war günstig. Er konnte sowohl nach vorn, aber auch rechts und links unter dem Wagen hinwegschauen und würde erkennen können, wenn sich dort jemand bewegte.

Er sah Marys Beine, trotz der Dunkelheit.

Sie kamen näher. Langsam und abwartend. Dann blieben sie stehen. Im Moment konnte Horace sie nicht mehr sehen, weil der linke Vorderreifen sie abdeckte, aber er wußte sehr genau, wo seine Frau hinwollte. Für sie war der offene Einstieg wichtig, um genau zu wissen, wo sich ihr Mann befand.

Wieder lachte sie. Diesmal nicht kichernd, sondern lauter. »Ich weiß, daß du dich versteckt hältst, Horace. Ich weiß es genau. Aber ich werde dich packen. Ich hole dich. Ich komme…«

Er sah sie von der Tür weggehen. Er hörte sie auch husten. Dann schlug sie mit dem Gewehrlauf gegen die Karosserie, als wollten sie schon den Totengong läuten.

Und sie ging weiter.

Schrapp - schrapp - schrapp…

So hörte es sich an, als sie mit den Sohlen über den Boden schleifte. In den folgenden Sekunden konnte sich das Schicksal des Mannes entscheiden. Wenn sie ihn entdeckte und schnell genug war, hatte er auch keine Chance, schnell genug unter dem Wagen hervorkriechen zu können. Dann schoß sie das Magazin leer, und irgendeine Kugel

würde ihn sicherlich erwischen oder sogar töten.

Wieder sprach sie mit ihm, obwohl sie ihren Mann nicht sah. »Ich weiß, Horace, daß du dich in meiner Nähe aufhältst. Ich weiß es genau. Zeig dich lieber, dann ist es vorbei.«

Sinclair grinste nur. Es war ein bitteres Grinsen. Er konnte sich noch immer nicht vorstellen, daß seine Frau ihn eiskalt killen wollte. Das war für ihn einfach zu schrecklich.

Sie schlich weiter, und der unter dem Wagen liegende Mann behielt sie genau im Auge. Er wußte zudem, daß er sich etwas einfallen lassen mußte. Es war nicht gut, wenn er inaktiv blieb, und seine Augen suchten bereits die Umgebung ab.

Der Untergrund war nicht glatt. Kein Beton, sondern kleine Steine und auch Kies bildeten den Belag.

Sehr behutsam und so leise wie möglich sammelte Horace F. Sinclair einige Steine ein. Er sorgte auch dafür, daß sie nicht gegeneinander klickten, als er sie auf seine rechte Handfläche legte und die Hand dann zu einer Faust schloß.

Im Liegen holte er etwas aus, und sein Arm schwebte dabei dicht über dem Boden.

Dann öffnete er die Hand - und warf die Steine.

Beide hörten die Geräusche.

Sie sprangen auf, sie tickten gegen andere, sie rollten weiter, und Horace F. Sinclair sah anhand der Beinbewegungen, wie seine mordlüsterne Frau herumfuhr.

Jetzt drehte sie dem Wagen den Rücken zu. Zumindest für einen Moment, die Chance mußte er nutzen.

Er drückte sich zurück. Ein Schuß peitschte auf. Die Kugel mußte dort gelandet sein, wo auch die Steine aufgeprallt waren, aber sie hatte nicht das Ziel getroffen, das Mary ausgesucht hatte.

Sie fluchte.

Horace war bereits am Heck des Rovers wieder aufgetaucht. Er quälte sich auf die Beine und dachte nur an eines.

An Flucht, an Deckung.

Aber wo?

Trotzdem rannte er los!

***

Der Weg zur Haustür hin war ihm versperrt, den konnte Mary von ihrem Standort aus sehr genau überblicken. Ihm blieb nur die Chance, auf die Garage zuzulaufen, deren Tor offenstand.

Und so hetzte er los.

Er schaute nicht zurück, er wollte nichts sehen, für ihn war wichtig, zunächst um die Hausecke zu kommen, um vor einer Kugel sicher zu sein. Der Untergrund kam ihm glatt vor. Er glaubte, Riesenschritte zu

machen, und hatte gleichzeitig den Eindruck, überhaupt nicht von der Stelle zu kommen.

Ein Netz wurde ihm entgegengeworfen. Er ruderte mit den Armen, bildete sich ein, in dem imaginären Netz zu verfangen - und hörte den ersten Schuß. Die Kugel heulte dicht an seinem rechten Ohr vorbei, sie schrappte über die Wand, aber Horace lief weiter, denn er sah bereits die Mauerecke.

Mary feuerte wieder.

Und diese Kugel traf.

Hörte er sich schreien, hörte er sich nicht schreien? Horace wußte es nicht. Der Schlag wuchtete ihn nach vorn. Er war an der rechten Schulter getroffen worden und prallte gegen die Hauswand. Der Schmerz wühlte dabei durch Arm und Schulter, hörte hinter sich das Kreischen und die überlaute Stimme seiner Frau, die es sogar schaffte, Worte zu formen. »Die nächste Kugel zerschmettert dir den Schädel, Horace. Und dann komme ich mit dem Messer, dem Messer, dem Messer…«

***

Der Tote lebte!

Was für die einen unfaßbar war, sah ich zwar nicht als normal an, aber ich hatte auch irgendwo damit gerechnet, daß sich St.Clair wieder erheben würde, denn diese Person hatte keine Seele. Es fehlte ihm das eigentliche Leben. Er lebte nicht, er existierte nur. Ich hatte es zwar nicht ausprobiert, aber jemand wie er war sicherlich nicht in der Lage, seine Sinne einzusetzen. Sie konnten nicht vorhanden sein. Und doch unterschied er sich von den üblichen Zombies, denen ich schon des öfteren gegenübergestanden hatte.

Dieser St.Clair war nicht einfach nur ein Monster, das durch die Gegend wankte und darauf aus war, irgendwelche Menschen zu töten, er war ein Mittelding aus Mensch und Zombie, der sich auf seinen Schatten verlassen mußte. Er gehörte zu den komplizierten Wesen, die eine Mischung aus Schöpfung und Magie hatte entstehen lassen.

Er kam auf die Beine, als wollte er uns - den Zuschauern - etwas demonstrieren. Nicht flink oder mit Schwung, wie es normal gewesen wäre, nein, bei ihm dauerte es seine Zeit. St.Clair zog den Körper an, er kniete sich hin, blieb zunächst in dieser Haltung, dann stemmte er sich ab und drückte sich hoch.

Steif blieb er stehen, und ebenso steif drehte er langsam den Kopf, weil er dorthin schauen wollte, wo sich die meisten Zuschauer versammelt hatten.

Er blickte in unsere Richtung.

Es war nicht strahlend hell zwischen den Trümmern der alten Kapelle. Aber die Lichtverhältnisse reichten aus, um auch seine

weiteren Bewegungen verfolgen zu können. Mit einer schwungvollen Geste schwang er beide Arme nach hinten, bekam die Schäfte zu fassen und zog beide Pfeile zugleich aus seinem Rücken. Wütend schleuderte er sie zu Boden, und das war so etwas wie ein Zeichen für die Soldaten.

Bisher hatten sie bewegungslos gestanden, abgesehen von einigen Kreuzzeichen, die geschlagen worden waren, um einen Schutz zu geben. Die Männer hatten zugeschaut, und so unterschiedlich sie auch waren, eines jedoch war ihnen gemein: Die Panik in den Augen!

Sie schauten hin, sie sahen alles, aber sie hatten nichts, gar nichts begriffen. Es gab keine Erklärungen für gewisse Vorgänge, zumindest bei ihnen nicht, und sie sahen aus wie Gestalten, die nicht wußten, ob sie ihre Angst hinausschreien oder weglaufen sollten. Lebende Tote kamen in ihrer Welt nicht mehr vor, trotz ihres Aberglaubens und vieler Legenden, die ihnen bekannt waren.

Sie hatten ihn tot gesehen, aber er war nicht tot geblieben. Bei derartigen Vorgängen konnte nur einer seine Hand im Spiel haben, und zwar der Satan.

Es war Gustave Crion, der sich seiner Rolle als Anführer plötzlich bewußt wurde. Man verlangte von ihm, daß er besser war als andere, und er brach den Bann.

»Der Teufel!« rief er mit lauter Stimme. »Der Teufel persönlich muß ihm die Kraft gegeben haben. Er war tot gewesen - aber jetzt war er es nicht mehr. Es geht nicht, er darf es nicht. Er muß tot bleiben. Er ist nicht Gott, er ist ein Satan!«

Als wären diese Worte gleichzeitig ein Befehl gewesen, so reagierten auch die Soldaten. Die Kapelle war plötzlich zu einem Vorhof der Hölle für sie geworden, den sie so rasch wie möglich verlassen mußten. Sie wollten nicht glauben, was sie mit eigenen Augen gesehen hatten, und ich entdeckte auch die Panik in Crions Blick, als er mich zum Abschied noch einmal anschaute. Es war so etwas wie eine Aufforderung, ihm zu folgen, aber ich machte ihm durch ein Kopfschütteln klar, daß ich noch bleiben wollte. Ich wünschte ihm auch viel Glück.

Da brach der Bann!

Die bedrückende Stille wurden von den Schreien der Männer zerrissen. Sie stürmten aus der Kapelle, aber keiner von ihnen rannte auf St.Clair zu. Sie ließen ihn in Ruhe, keiner wollte ihn nach Möglichkeit berühren, um nur nicht mit seinem Totengift in Berührung zu kommen. Aber sie nahmen ihre Verletzten mit, und der Mann, der für sie von den Toten auferstanden sein mußte, stand da und schaute zu.

Er tat nichts.

Er ließ sie laufen, doch einer war ihm wichtig, und den schaute er

starr an.

Ich hob die Hand. Um mich herum tobte noch immer das Chaos, aber für mich war es weit entfernt.

Ich hörte die Schreie nicht und kümmerte mich auch nicht um das schrille Wiehern der Pferde oder den klirrenden Hufschlag, als die Soldaten verschwanden. Zurück ließen sie eine Staubwolke, die auch in die Kapelle hineinwallte.

»Nun, John…?«

»Ich bin beeindruckt.«

»Ja?«

»Stimmt.«

»Es hat nicht so ausgesehen.«

»Das ist möglich, aber ich kenne so etwas, das mußt du mir glauben. Nur bin ich mir bei dir nicht im klaren, wer du bist. Siehst du dich als einen lebenden Toten an, oder bist du jemand, der nicht sterben kann? Darüber muß ich noch nachdenken.«

»Ich kann dir die Antwort geben.«

»Bitte…«

»Ich bin jemand ohne Seele.«

»Stimmt«, erklärte ich nickend, »das hast du mir bewiesen. Deine Seele befindet sich nicht hier, ich weiß. Sie steckt in einer anderen Zeit, und sie wird dort etwas durchführen, mit dem ich nicht einverstanden sein kann, St.Clair.«

»Sie ist ein Jäger!«

»Und du kannst ohne sie existieren?«

Er blieb beim Thema, denn er wollte mich quälen. »Sie wird deine Eltern jagen. Der Fluch der Sinclairs, John, es gibt ihn! In deiner Ahnenkette haben sich einige herumgetrieben, die aus dem Rahmen fielen, wenn ich es modern ausdrücken darf. Ich bin einer von denen. Ich gehöre zu den Katharern. Ich glaube auch an das Böse, und ich weiß, daß es das Böse gibt. Ich denke, ich bin einer der ersten gewesen, die ihre Seele an den Teufel verkauft haben, und der Teufel hat mich erhört. Er hat meine Seele sichtbar gemacht. Er hat sie mir als Schatten zur Seite gegeben, damit ich immer daran erinnert werde. Die Seele war mein Gespenst, das mich begleitet, wie du auch erkannt hast. Es hat mich stets an die Macht des Teufels erinnert, und ich war und bin nicht in der Lage, sie zu lenken. Ich habe durch sie viel erkennen können. Sie ist mit dem Bösen gefüllt, der Teufel hat sie gezeichnet, und sie hat ebenfalls einen Auftrag bekommen, den sie durchführen wird. Sie ist in deiner Zeit, um den Fluch der Sinclairs zu erfüllen. Sie will deine Eltern töten, sie muß sie töten, denn die Geduld des Teufels ist zu Ende. Er weiß, daß er an dich nicht herankommen kann, nicht so leicht, aber deine alten Eltern sind ihm schutzlos ausgeliefert. Sie werden sich gegenseitig töten, sie werden

sich zerfleischen, und ich garantiere dir, daß ich mit dir wieder in deine Zeit zurückkehren werde, aber nur, um dir zu zeigen, wie dein Vater und auch deine Mutter in ihrem Blut liegen und du sie betrauern kannst. So wird es laufen, John Sinclair.«

Ich hatte dieses Geständnis erwartet und war deshalb nicht mal so stark geschockt, obwohl ich kaum in der Lage war, dieser Kreatur zu antworten. Was in mir hochstieg, konnte ich nicht einmal erklären. Es fehlten mir dafür die Worte. Es mischten sich Angst und Hilflosigkeit, verdeckt von einem Mantel aus Vorwürfen, daß gerade ich versagt hatte, ausgerechnet ich, wo mir die Möglichkeiten zur Verfügung standen, einen Kampf gegen eine derartige Macht zu gewinnen.

»Jetzt weißt du es, John Sinclair.«

Die Kehle war wieder frei, ich konnte sprechen, und deshalb redete ich auch. »Ja, ich weiß es, ich weiß jetzt alles, verflucht! Aber ich komme nicht damit zurecht, daß du es nicht schon früher zugelassen hast, daß mein Vater, als er unter dem Bann deiner Seele stand, jemanden umbrachte.«

»Das ist einfach. Ich wollte ihn hinhalten, ich wollte ihm zeigen, wie wenig er schließlich wert war. Daß er zwar lebte, aber seine Existenz unter meiner Kontrolle stand. Ich habe mit ihm und mit deiner Mutter gespielt. Ich habe sie schreckliche Gefühle durchleben lassen, und ich habe mich darüber gefreut. Es ist wunderbar, John Sinclair, wenn einem die Menschen zu Willen sind, ohne daß sie es selbst wollen.«

»Das kann ich mir vorstellen«, flüsterte ich. »Aber du darfst eines nicht vergessen.«

»Was?«

»Ich habe dir versprochen, dich zu vernichten, St.Clair. Der Fluch der Sinclairs wird sich nicht vollständig erfüllen. Mag die Macht des Schicksals auch noch so stark sein, ich bin es gewohnt, mich dagegen anzustemmen.«

»Das weiß ich, aber du brauchst mich.« Er lachte schallend. »Deshalb werden wir beide noch hier in dieser Zeit bleiben. Ich bestimme, wann wir wieder zurückkehren, wann die Seele bereit ist, uns zu holen. Es liegt in meiner Hand. Noch leben deine Eltern, falls du mich das fragen wolltest, aber sie sind bereits unter der Kontrolle meiner Seele. Es läuft alles so, wie ich es mir vorgestellt habe. Ihre Chancen werden geringer.«

»Du kennst das Kreuz?«

»Ja.«

»Und du hast gesagt, daß meine Eltern keine Chancen mehr haben.«

»So ist es!«

»Gut, das wollte ich von dir hören. Wenn dem so ist, kann es auch mir egal sein, verstehst du? Dann spielt es keine Rolle mehr, ob ich dich jetzt vernichte oder nicht.«

»Um in dieser Zeit zu bleiben?«
»Im Notfall ja. Ich kann dich vernichten. Das Kreuz, das ich bei mir trage ist ein besonderes, wie du sicherlich gehört haben wirst, da du nicht tot gewesen bist.«
Er nickte. »Ja, ich kenne es sogar. Ich habe von ihm erfahren. Menschen wußten es bei Richard Löwenherz, aber ich habe es abgelehnt.«
»Stimmt. Wenn ich meine Eltern nicht mehr retten kann, ist es ja egal, was mit mir geschieht. Mir ist aber wichtig, daß ihr Mörder stirbt oder ein Teil ihres Mörders…«
»Der Schatten wird bleiben, denn meine Seele kannst du nicht vernichten.«
»Nur wird dein Tod diesmal endgültig sein.«
»Du solltest es dir überlegen!«
Ich nickte ihm zu und senkte beim Sprechen meine Stimme zu einem Flüstern. »Das habe ich bereits, St.Clair. Ich habe mir alles sehr gut überlegt, und ich muß dieses Risiko einfach eingehen. Ich habe auch gelernt, nicht immer auf der Straße des Siegers zu stehen. Man kann auch Niederlagen in Siege umwandeln, das ist eine Sache der Einstellung. Man kann aus ihnen lernen, und ich bin noch immer lernfähig.«
»Ich glaube dir«, sagte er. »Ich glaube dir alles. Aber diese Niederlage wird dich fertigmachen. Sie wird dich in ein tiefes Loch werfen, aus dem du kaum wieder hervorkommen wirst. Der Anblick deines Vaters und deiner Mutter wird sich in deine Erinnerung einprägen und dort nie mehr verschwinden. Es wird dich für immer und ewig beeinflussen, und du wirst davon nie mehr loskommen. Du wirst geschwächt sein, denn so hat es mir der Teufel angekündigt. Er tat mir einen Gefallen, ich habe ihm einen getan…«
Ich wußte ja, daß er recht hatte. Ich wußte alles, aber ich war nicht in der Lage, ihm das Gegenteil zu beweisen. So wie ich fühlte sich jemand, dem der Boden unter den Füßen weggezogen wurde, wobei der Mensch tiefer und tiefer fiel, um irgendwann in einem Schacht zu landen, der als Vorhof der Hölle bezeichnet werden konnte und wo er seelisch zu einem Krüppel wurde.
War ich stark genug, um diesen Horror durchzustehen? Konnte ich gegen die Macht des Schicksals ankämpfen?
Hätte ich einen Spiegel zur Hand gehabt und hätte ich mich darin betrachtet, so wäre ich mir sicherlich wie eine Steinfigur vorgekommen. Aber ich war noch immer ein Mensch mit Gefühlen, ich war weder eine Maschine noch eine Figur.
Aber ich besaß das Kreuz!
Es steckte nicht mehr in der Tasche. Meine Faust verbarg es. Ich hatte die Hand allerdings so hart darum geschlossen, daß die Enden

des Kreuzes in mein Fleisch stachen, und ich schob den rechten Arm mit der geschlossenen Faust langsam nach vorn.

St.Clair beobachtete mich.

Ich öffnete die Hand. Das Kreuz wurde sichtbar. Matt glänzendes Silber, in das einige Zeichen eingeritzt worden waren und an den Enden die Anfangsbuchstaben der wichtigsten Erzengel-Namen.

Das bekam St.Clair zu sehen, und ich erkannte, wie ihn der Anblick getroffen hatte. Er ging ihm unter die Haut, er wurde unruhig, er haßte das Kreuz, er wollte es nicht sehen, aber er gehörte auch nicht zu den Wesen, die durch ein Kreuz vernichtet wurden. Er hatte nur als Katharer gelernt, das Kreuz zu ächten, aber es würde ihn auf keinen Fall töten können wie ein Vampir oder Zombie.

St.Clair war zwar durcheinander, aber er sagte auch: »Was soll das? Willst du mir Furcht einjagen?«

»Nicht durch den Anblick. Du weißt, daß dieses Kreuz etwas Besonderes ist. Das hat man dir gesagt. Es befand sich im Besitz des Richard Löwenherz, jetzt bin ich der Träger. Ich will dir sagen, daß in ihm eine Kraft steckt, die es auch geschafft hat, die Hölle und das Böse zu überwinden, denn es gibt einen Spruch, mit dem ich die eigentlichen Kräfte hervorholen kann.«

St.Clair blieb stumm. Nur seine Augen bewegten sich. In ihnen breitete sich Unruhe aus, er mußte etwas spüren. Sollten meine Worte ihn tatsächlich erwischt haben?

Dann drehte er sich von mir weg und schaute zur Seite, als gäbe es außerhalb der Kapelle etwas, das ihn besonders interessierte. Ich war für ihn nicht mehr da, und ich wollte den Grund wissen, deshalb schaute ich auf mein Kreuz.

Dort hatte sich nichts verändert. Nicht mal ein warmer Hauch huschte darüber hinweg. Es schien die Anwesenheit dieser Gestalt nicht zu spüren.

St.Clairs Lippen bewegten sich. Er sprach, aber ich verstand ihn nicht. Zugleich ging er vor, drehte mir den Rücken zu, lief schneller und verließ die Kapelle.

Ich ging ihm nach, und draußen trafen wir beide wieder zusammen, aber St.Clair kümmerte sich weiterhin nur um sich selbst. Er sackte in die Knie, er kam wieder hoch, schüttelte den Kopf, drehte sich um und schaute mich an.

»Was ist?«

Seine Augen waren blicklos geworden. Die Antwort dauerte. »Sie - meine Seele!« keuchte er plötzlich. »Meine Seele…«

»Was ist damit?«

»Ich muß zu ihr. Ich will sie retten! Sie ist in Gefahr! Etwas kommt auf sie zu!«

»Wo?«

»Nicht hier.«
»Meine Eltern?«
»Auch!«
Ich war blitzschnell bei ihm. »Los!« sagte ich und hielt ihn fest. »Wir werden zu zweit zurück in meine Zeit reisen. Der Teufel hat dir die Magie gegeben. Jetzt kannst du beweisen, ob er auf deiner Seite steht oder nicht. Du wirst es tun. Du mußt es tun, wenn du deine Seele retten willst und der Teufel es nicht schafft. Du bist jetzt derjenige, der es nur noch kann. Beweise uns, wir stark du bist. Rette deine Seele, St.Clair, sonst ist es aus mit dir!«
Ich wußte nicht, welche Gefahren seiner Seele angeblich drohten. Es konnte durchaus sein, daß dies in einem Zusammenhang mit meinen Eltern stand, obwohl es schwer vorstellbar war. Ich traute es den beiden einfach nicht zu, gegen einen derartigen Schatten anzukämpfen. Da ich jedoch auf keine andere Lösung kam, mußte es so sein.
»Wir werden reisen müssen, St.Clair!« keuchte ich. »Du willst auch weiterhin die Zeiten überstehen. Du mußt nahe bei deiner Seele sein, verflucht!«
Obwohl ich ihn mit einer Hand festhielt, zitterte er. St.Clair bewegte seinen Mund, er atmete sogar, das war eben das Zwitterhafte an ihm, und ich hoffte, daß seine Kraft noch ausreichte, um uns zurück in meine Zeit zu befördern.
»Tu es!« schrie ich ihn an.
Er schaute mir in die Augen.
Welch ein Blick!
Leer und trotzdem ängstlich sowie durcheinander. So sah jemand aus, für den eine Welt zusammengebrochen war. Er stand noch mit beiden Beinen auf der Erde, aber er schwebte bereits über dem Loch, und ich merkte, wie er sich bemühte.
Es lag auch an meinem Kreuz, das die anderen Energien aufsaugte und dies durch die Abgabe von Wärme meldete. Schon verschwammen die Umrisse vor meinen Augen. Beide gerieten wir in den Kreislauf einer Magie, die Dimensionsgrenzen außer Kraft setzte.
Das Kreuz »brannte«, aber es verbrannte mich nicht. Die andere Magie war ungemein stark. Sie packte uns, sie trieb uns weg, obwohl wir an derselben Stelle blieben, denn noch sah ich die Umgebung.
»Tu es!« brüllte ich. »Rette deine Seele! Sonst bist du für alle Zeit verloren!«
»Ja…!«
Das Brüllen hallte in meinen Ohren. Der Donner schien mich sprengen zu wollen, und plötzlich war der bestimmte Punkt überschritten.
Die Vergangenheit ließ uns los. Ein Spalt war im Gefüge der Zeit

entstanden und hatte es brüchig gemacht.
Wir glitten hinein, und ich konnte nur hoffen, daß wir dort landeten, wo sich auch der Schatten in Gefahr befand…

***

Für Horace F. Sinclair hatte der Wahnsinn einen Namen bekommen. Er hieß Mary und war seine Frau. Sie war dabei, den Fluch der Sinclairs zu erfüllen.
Aber war sie es tatsächlich? Oder war sie nur das ausführende Organ einer bösen mörderischen Kraft, die einfach alles an sich reißen wollte?
Ich liege auf dem Boden! Ich sterbe! Ich verblute! Aus mir rinnt das Leben, langsam und qualvoll, aber warum laufe ich trotzdem? Warum bewegen sich meine Beine? Ich bin von einer Kugel getroffen worden, von einer verdammten Kugel!
Horace F. Sinclair begriff nicht, daß er um die Hausecke bog. Vor ihm lag der Weg zur Garage, den er vor kurzem noch in eine andere Richtung gefahren war. Er spürte den pochenden Schmerz in seiner Schulter und im Arm, als wären beide Teile mit kleinen, heißen Eisenstücken gefüllt worden.
Sinclair merkte sogar, daß etwas aus der Wunde rann und seine Kleidung näßte.
Ein tödlicher Treffer?
Der Mann wunderte sich darüber, daß er wieder so klar denken konnte. Der dünne Vorhang war verschwunden, und er schaute zum dunklen Eingang der Garage. Er hatte das Licht noch ausgeschaltet, bevor er in den Wagen gestiegen war. Die anderen konnten tun und lassen, was sie wollten, sie würden ihn nicht packen. Er war schneller, er war gut, er hatte es überwunden…
Da fiel der nächste Schuß.
Sein Optimismus wurde brutal zerstört, und die Kugel hackte dicht neben seinem linken Bein in den Boden, wo sie in geringer Tiefe von einem Stein abprallte und zum Querschläger wurde.
»Ich jage dich wie einen Hasen!« schrie Mary hinter ihm, und ihre Stimme hatte dabei einen Klang bekommen, wie er ihn bei ihr noch nie zuvor gehört hatte. Das war nicht sie, nein, da hatte nicht sie gesprochen. Da mußte etwas anderes in ihr stecken, das sie dermaßen beeinflußt hatte. Sie war einfach grauenhaft und kein Mensch mehr.
»Die nächste Kugel wird dich von den Beinen holen. Sie wird dich fällen, sie wird dich töten oder verletzen, und die Mörderin hat gewonnen, deine eigene Frau.«
Er lief trotzdem weiter. Instinktiv hatte er genau das Richtige getan, denn er setzte seinen Weg in einem Zickzackkurs fort, um kein gutes Ziel zu finden.

Es gab keinen anderen Weg für ihn. Er mußte in die leere und so gut wie deckungslose Garage hinein, und er sah die Öffnung jetzt zum Greifen nahe.

Er stolperte hinein. Er hörte sich keuchen. Die Beine wurden allmählich schlapp. Horace F. Sinclair war kein junger Mensch mehr. Verzweifelt mußte er feststellen, wie sehr er dem Alter Tribut zollte.

Das Schwanken seiner Gestalt war von ihm nicht einmal beeinflußt worden, es lag an der physischen Erschöpfung, denn er konnte sich kaum noch auf den Beinen halten.

An der rechten Seite befand sich die Tür. Er mußte zwei Stufen hochgehen, um sie zu erreichen.

Mary kicherte böse.

Sie schoß nicht, aber sie hatte ihren Spaß. Triumphierend verkündete sie ihrem Mann, daß sie bereits dicht hinter ihm war.

»Ich brauche nicht mehr zu schießen, Horace. Ich kriege dich auch so, ja, ich kriege dich so.«

Er wollte es verneinen, aber er schaffte es nicht. Es war zu anstrengend für ihn, überhaupt noch ein Wort zu sagen. Wichtig war, daß er ins Haus kam und sich dort ebenfalls mit einer Waffe versorgte, obwohl er diesen Zustand als kaum tragbar empfand.

Für Horace F. Sinclair wurde der Weg lang und länger. Die Treppe war da, sie malte sich sogar in der Dunkelheit ab, und über ihr sah er den Umriß der Tür.

Sinclair warf sich nach rechts. Er riß dabei sein Bein hoch, erreichte die erste Stufe, zog das andere Bein nach und hatte Pech. Er stolperte mit der Fußspitze über die Stufenkante und war einfach zu schwach, um noch das Gleichgewicht zu finden.

Der Druck warf ihn nach vorn und gleichzeitig nach unten. Mit der Hand stieß er gegen die Tür, die nicht ins Schloß gefallen war und sich vor ihm wie zum Hohn öffnete.

Er aber lag auf der Treppe, und er konnte einfach nicht in das Haus hineingehen. Er war zu schwach. Er brauchte Zeit, um sich aufzuraffen. Nur hatte er sie nicht, ganz im Gegensatz zu seiner Frau, die es geschafft hatte, hinter ihn zu kommen.

Sinclair atmete nicht mehr normal. Jedes Luftholen glich einem Saugen und Röcheln. Sein Körper wurde noch immer von Schmerzen gepeinigt, aber nicht nur dort, wo ihn die Kugel erwischt hatte.

Er spürte sich überall ausgelaugt und völlig schwach. Jedes Kleinkind hätte ihn jetzt vernichten können, da war eine Frau wie Mary erst recht in der Lage, ihn umzubringen.

Er hörte sich sehr laut atmen, aber noch lauter war Mary, die ihren Triumph nicht unterdrücken konnte. Nicht nur, daß sie bei jedem Schritt laut auftrat, nein, sie sprach auch mit ihrem Mann und machte ihm dabei klar, wie jämmerlich er sich ihr präsentierte.

»Da liegst du, Horace! Da liegst du nun wie ein Wurm, der darauf wartet, zertreten zu werden. Und ich werde die Person sein, die dir den Rest gibt, Horace!«

Er konnte nicht reden. Diese Drohung hatte ihn stumm werden lassen. Noch immer konnte und wollte er nicht glauben, daß Mary hinter ihm stand. Das konnte sie nicht sein, sie war es nicht, es war kein Mensch mehr, der ihn töten wollte. Sie war ein zweibeiniges Tier, das keine Gnade mehr kannte, das nur von seinem Trieb und der Unmenschlichkeit regiert wurde.

Damit kam er einfach nicht zurecht. Und immer wieder holte er keuchend Luft, als könnte er sein Leben dadurch noch um einiges verlängern.

Er lag auf dem Bauch.

Mary stand dicht hinter ihm.

Er hörte und roch sie. Sie schwitzte. Und sie sprach mit verzerrt klingender Stimme, aber der Haß darin war nicht zu überhören.

»Es ist dein Ende, Horace! Dein Ende, so wie ich es dir versprochen habe. Ich werde dich erschießen, und danach schleppe ich deine Leiche ins Haus. Dann nehme ich das Messer, das große Messer, Horace, und damit werde ich dich…«

Das letzte Wort hörte Horace nicht, weil er den Namen seiner Frau gestöhnt hatte.

Er kam nicht mehr zurecht. Es war alles anders geworden. Sein Leben hatte sich gedreht, und es würde, wenn überhaupt nur noch Minuten dauern. Er bekam nicht mal die Zeit, Todesangst zu verspüren. Er wagte auch nicht, sich zu drehen und verließ sich einzig und allein auf sein Gefühl oder auf seine Ahnungen, was Mary wohl in seinem Rücken trieb. Sie würde ihn in den Hinterkopf schießen, Munition besaß sie noch genug.

Wieder kicherte sie so häßlich. Es mußte die Vorfreude auf den nahen Tod ihres Mannes sein.

Horace F. Sinclair kannte sich plötzlich selbst nicht mehr. Was er tat, war nicht mal bewußt gesteuert. Es war der reine Überlebenswille.

Er hatte sein rechtes Bein blitzartig angezogen und schnellte dann mit dem Fuß und dem Bein zurück.

Er traf Mary!

Er hörte sie fluchen. Der Tritt, wo immer er sie getroffen hatte, war für sie überraschend gekommen.

Sie taumelte zurück, das konnte Horace noch hören, während er sich selbst aufraffte und auch die beißenden Schmerzen in der Schulter und im Arm ignorierte, als er sich auf der falschen Hand aufstützte.

Er warf sich gegen die Tür, die nach innen schwang und ihm den Weg ins Haus freigab.

Auf allen vieren kroch er nach links, nur weg von der Öffnung.

Hinter ihm, in der Garage, heulte ein Wolf, zumindest hörte sich der Laut, den Mary abgab, so an.

Sie schoß auch.

Diesmal dröhnte das Echo noch lauter, aber die Kugel hackte in die zurückschwingende Tür, denn Mary Sinclair hatte zu hastig und ziellos abgedrückt.

Horace wußte selbst nicht, wie er es geschafft hatte, sich wieder aufzuraffen. Noch einmal mußte er seinen Lebenswillen zusammennehmen. Im Haus brannte Licht. Horace eilte zum Waffenschrank.

Es war seine letzte Chance, das wußte er, und er wußte auch, daß es der reine Irrsinn war, sich gegen seine eigene Frau mit einer geladenen Waffe verteidigen zu müssen. Aber welche Möglichkeit blieb ihm denn?

Keine andere sonst, und er wollte auch nicht mehr darüber nachdenken. Horace mußte sich von dem Gedanken befreien, daß ihm die eigene Frau auf den Fersen war. Sie sah zwar aus wie Mary, aber im Prinzip war sie es nicht mehr. Da steckte etwas anderes in ihr, eine böse, eine mörderische und teuflische Kraft, gegen die ein Mensch niemals ankommen würde.

Sinclair erreichte den Waffenschrank. Er brauchte ihn nicht zu öffnen, das hatte Mary schon vor ihm getan.

Der Mann griff nach irgend etwas und erwischte eine zweiläufige Schrotflinte.

Sie war nicht geladen, aber die Patronen lagen ebenfalls griffbereit auf einem kleinen Regalbrett im Schrank. Mit der Waffe und der Munition zog sich der Mann in die Dunkelheit zurück. Der Arm schmerzte, er konnte mit der rechten Hand die Waffe nicht halten. Es war ein Fehler, die Schrotflinte mit den verkürzten Läufen hervorgeholt zu haben. Für eine Änderung blieb ihm nicht die Zeit, und mit der schweren Waffe unter dem linken Arm geklemmt, lief er dorthin, wo es dunkler war und er sich einen Platz aussuchen konnte.

Schwer fiel er auf den Boden und blieb so hocken. Sein eigenes Keuchen wehte durch die Diele. Er schüttelte die Patronen aus der Schachtel und hielt sie fest, damit sie ihm nicht wegrollten. Er stemmte den Kolben der Waffe in die Lücke zwischen seinen Beinen, schob die beiden Patronen in die Kammer und lud durch.

Überlaut kam ihm dieses Geräusch vor. Den rechten Arm konnte er nicht mehr einsetzen. Zwar waren die Schmerzen vorhanden, aber um die Wunde herum breitete sich allmählich eine Taubheit aus, die ihren Weg nach unten fand.

Sinclairs Gesicht war verzerrt. Schmutz und Schweiß hatten es zu einer Horrormaske werden lassen.

Die Schrotflinte mit den beiden verkürzten Läufen war jetzt geladen.

Sinclair wußte über die Streuwirkung Bescheid. Sie war verheerend. Die Waffe stand nur zur Demonstration im Schrank, auf die Jagd ging er damit nicht. Da nahm er eine Flinte mit normal langen Läufen.

Auf dem Boden hockend wartete er auf seine Frau, auf seine Mörderin, die noch nicht zu sehen, aber zu hören war. Ihr Kichern wehte abermals wie eine Todesbotschaft durch den großen Raum.

Um schießen zu können, mußte er die Schrotflinte in einer bestimmten Stellung halten.

Den Kolben stemmte er gegen die linke Hüfte. So konnte er einen Teil des Rückstoßes abfangen. Er hatte die Waffe nach unten gedrückt. Die Mündungen glotzten wie leere Augen in die Diele hinein, bereit, Tod und Verderben auszustoßen.

Der linke Zeigefinger fand den Abzug.

Sinclair spürte, wie er zitterte. Er mußte sich zusammenreißen, um den Zeigefinger starr halten zu können. Er wollte sich keinen Schuß ins Leere leisten, er mußte treffen, so schwer es ihm auch fiel, denn es war ja seine eigene Frau, auf die er wartete.

Er spürte, wie sein Gesicht immer nasser wurde. Schweiß und Tränen ließen sich nicht aufhalten.

»Mary!« flüsterte er, wobei er seine Stimme kaum wiedererkannte. »Mary, mein Gott, was tust du…?«

Er erhielt keine Antwort.

Sie war brutal und grausam.

Er hörte ihr Lachen, und es war für den Mann wie ein Botschaft des Todes.

In der Diele standen einfach zu wenige Möbelstücke, um das Echo auffangen zu können. So lachte nur einer, der Tod.

Der Tod…

Es echote in seinem Gehirn nach. Horace F. Sinclair zitterte. Und dieses Zittern übertrug sich auch auf die Schrotflinte, die er trotz allem noch fest gegen seinen Körper gepreßt hielt.

Kam sie? Hörte er sie?

Ja, sie war da.

Tritte…

So laut, als würde ein Ungeheuer den Raum betreten. Wieder wollte Horace den Namen seiner Frau flüstern, doch seine Stimme versagte kläglich.

Er konnte es nicht mehr. In seinem Hals hatte sich etwas festgesetzt, das sich anfühlte wie Drahtwolle. Alles war rauh und aufgerissen worden, und wenn er den Mund öffnete, kriegte er kaum Luft.

Vor seinen Augen drehte sich alles. Er wünschte sich ganz weit fort. Licht und Schatten, beide in der Diele vereint, fanden sich zusammen zu einem sehr fleckigen Bild, das er wie eine Botschaft aus dem Totenreich hervor auffaßte.

Und dann sah er sie!
Mary war da.
Sie war gekommen wie ein Gespenst. Sie hatte sich aus dem Schatten gelöst, um eine gute Schußentfernung zu erreichen, und er hörte wieder ihre fremde Stimme.
»Weißt du noch, was ich dir versprochen habe, Horace…?«
»Mary…«
»Den Tod, Horace, den Tod…«
Und dann schoß sie!

***

War es eine Reise, die zu Ende gegangen war, oder hatte ich nur einen Traum erlebt?
Ich wußte es nicht, ich kam nicht damit zurecht. Jedenfalls hatten St.Clair und ich es geschafft. Wir waren der anderen Zeit entwischt und standen wieder in der Gegenwart, wie ich mit einem schnellen Blick feststellte.
Nicht mehr in der Kapelle, auch nicht in London, sondern dort, wo alles seinen Anfang genommen hatte.
Am Haus meiner Eltern.
Ich saugte die andere Luft in mich auf. Ich spürte die Frische, ich hörte den Wind und das Rascheln der Blätter in den Bäumen. Ich sah den gewaltigen Himmel, der wie ein Meer hoch über meinem Kopf schwamm. Ich sah auch die Lichter, die sich im Haus abzeichneten, denn die Fenstern waren hell erleuchtet.
Nur unten, nicht aber oben.
Dann hörte ich das Stöhnen, drehte mich nach rechts und entdeckte St.Clair, wie er sich nach vorn beugte, als hätte ihm jemand einen Schlag in den Nacken verpaßt.
Er schwankte und sah aus, als würde er jeden Augenblick zu Boden fallen. Ich fing ihn auf. Als ich ihn berührte, da kam es mir vor, als wäre es der Körper einer Leiche, so kalt war er.
»Was ist?«
St.Clair richtete sich auf. Er schaute sich um. Er war kraftlos geworden, und seine starren Augen suchten nach dem Feind, dessen Anwesenheit er bereits in der Vergangenheit gespürt hatte.
»Er muß da sein…«
»Wer?«
»Er will meine Seele rauben…«
Ich hatte ihn verstanden, aber nicht begriffen, was er meinte. Verflixt noch mal, wer sollte die Seele rauben wollen? Das hieß, wenn er recht hatte, die Seele dem Teufel wegnehmen…
Das konnte der Höllenfürst nicht zulassen. Das war einfach unmöglich, das war nicht…

Er starrte mich an plötzlich kam er mir hilflos vor und nicht nur deshalb, weil ich ihn stützen mußte.

Etwas war mit ihm vorgegangen. In seinem Innern mußte sich einiges getan haben. Eine Gestalt wie er war völlig durcheinander, das konnte ich nicht begreifen. Ich konnte es auch nicht verhindern, daß er seine Arme hob und sich an mir festkrallte. »Er ist hier!« keuchte er. »Er ist hier, ich weiß es…«

»Wer zum Henker?« Ich wollte eine Antwort haben, so schnell wie möglich. Er mußte einfach so sein, denn ich dachte auch an meine Eltern, deretwegen ich hergekommen war. Sie waren unter einen dämonischen Einfluß geraten, und ich hatte sie retten wollen, doch bisher hatte ich weder meinen Vater noch meine Mutter gesehen.

Er schüttelte den Kopf.

Dann stellte ich ihm eine Frage. »Wo sind sie? Wo befinden sich meine Eltern?«

»Ich spüre ihn…«

Es war mir jetzt egal, was er spürte oder nicht. Ich stieß ihn von mir weg, da ich es mir nicht mehr leisten konnte, noch länger vor dem Haus zu warten.

Es lag in der Nähe wie ein Klotz. Er war mir bisher immer wie ein Schutz vorgekommen, in den sich jemand zurückziehen konnte, nun aber strahlten diese Mauern etwas aus, mit dem ich nicht zurechtkam. Zum erstenmal vermutete ich dahinter das Böse, einen kaum faßbaren Schrecken, der einfach so persönlich war.

Furcht überfiel mich. Die Gänsehaut scheuerte über meinen Rücken hinweg. Ich merkte sehr deutlich, daß irgend etwas dabei war, die Macht an sich zu reißen. War es das Unbekannte und bisher Unsichtbare, von dem auch St.Clair gesprochen hatte?

Verdammt, ich mußte ins Haus.

Ich war schon unterwegs und merkte kaum, wie schnell ich lief. Ich sah den Umriß des Range Rovers, der ansonsten in der Garage stand, und ich konnte mir keinen Grund vorstellen, weshalb mein Vater ihn nach draußen gestellt hatte. Dann fiel der Schuß.

Im Haus!

Meine Angst verdreifachte sich!

***

Die Kugel traf nicht.

Mary Sinclair war es nicht gewohnt, mit dem Gewehr zu schießen. Sie hatte die Waffe beim Abdrücken verrissen, und dies reichte aus, um die Kugel etwa eine Körperlänge vom Ziel entfernt in die Wand schlagen zu lassen.

Sie hat geschossen! Sie hat es tatsächlich getan! Horace wollte es nicht glauben, obwohl Mary schon des öfteren auf ihn gezielt und

auch abgedrückt hatte. Aber dies hier war so endgültig gewesen. Er hatte mitbekommen, wie sie es in voller Absicht getan hatte, und das hatte ihn noch mehr durcheinandergebracht.

Mary Sinclair ging noch näher auf ihren Mann zu. Dabei schüttelte sie den Kopf. Sie lachte sogar.

Horace konnte sie jetzt besser erkennen, ihr Mund stand schief, und er stellte sich wieder die Frage, ob seine Frau der Fleisch gewordene Fluch der Sinclairs war, denn alles deutete darauf hin. Sie wollte nur noch die Vernichtung, es sollte niemand überleben. Und wieder hob sie die Waffe an.

Auch Horace war bewaffnet. Beide Mündungen zielten in Marys Richtung. Es war so einfach. Er brauchte nur den Stecher nach hinten zu ziehen. Die Entfernung stimmte. Mit der Schrotladung konnte man auf diese Entfernung niemanden verfehlen.

Er konnte es nicht.

Horace weinte.

»Ich kann es nicht«, schluchzte er. »Es ist mir unmöglich. Ich kann nicht auf dich schießen, Mary, nein, es geht nicht.« Die Kraft verließ ihn, und er schaffte es auch nicht mehr, die Schrotflinte zu halten. Sie rutschte ihm aus den Händen, prallte noch auf seine Beine und glitt an der rechten Seite her entlang zu Boden, wo sie liegenblieb.

Mary hatte alles gesehen. Ihre Augen funkelten. Sie kam noch näher und öffnete den Mund. Sehr laut holte sie Luft, dann schickte sie ihrem Mann ein Nicken entgegen.

Sie war Mary Sinclair, aber sie war es trotzdem nicht, denn in ihr steckte die Bestie.

Die Seele, die…

Plötzlich erstarrte sie. Das geschah von einer Sekunde zur anderen, und Horace, der so verletzlich auf dem Boden hockte, sah dies selbst durch den Schleier aus Tränen.

Etwas war passiert!

Er wartete, er schaute - und er entdeckte plötzlich etwas, mit dem er nicht zurechtkam.

Hinter Mary war etwas in das Haus gequollen, mit dem er nicht zurechtkam. Es war ein Schatten, eine Wolke, wie er sie schwärzer und undurchdringlicher noch nie in seinem Leben gesehen hatte.

Und die Wolke dehnte sich aus. Sie stieg der Decke entgegen. Sie war eine Gestalt und trotzdem gestaltlos, wobei sich in ihrem Zentrum zwei rote Augen abzeichneten.

Der Spuk war gekommen!

***

Die Zeit war nicht eingefroren, auch wenn es dem verletzen Horace F. Sinclair so vorkam. Äußerlich hatte sich für ihn zwar nichts

verändert, trotzdem war eine Veränderung bei ihm eingetreten, denn er spürte sich selbst wieder.

Jetzt merkte er, wie stark die Schmerzen waren, die von seiner Wunde ausgingen. Sie strahlten in seine Arme, und bis in die Finger hinein, die er nicht mehr krümmen konnte. Er hockte auf dem Boden wie ein Statist, der auf die Anweisungen eines Regisseurs wartete, um etwas unternehmen zu können.

Aber da war niemand, der ihm das eine oder andere Wort gesagt hätte. Er mußte bleiben, er mußte warten, und er konnte nur mehr hoffen. Er war ein Zuschauer, der die fremde Magie und unbeschreibliche Kraft hautnah miterlebte.

Die Wolke schwebte bereits über Marys Kopf. Sie stand da mit dem Gewehr in der Hand und wirkte wie eine Tote, denn auch in ihren Augen befand sich kein Leben mehr.

Horace befürchtete das Schlimmste. Was er nicht geschafft hatte, das erledigte nun dieser absolut schwarze Schatten mit den glühenden Augen, aus dessen Zentrum plötzlich eine dumpfe Stimme erklang und Worte preisgab, die auch Horace hörte.

»Ich will die Seele haben…«

***

Es war ein Rennen und Stolpern zugleich. Die Zeit saß mir dabei im Nacken wie ein böses Tier.

Beide trieben mich voran, dem Ziel entgegen.

Die Haustür war verschlossen. Ich rammte die Klinke nach unten, ohne Erfolg. Leider besaß ich keinen Schlüssel zum Haus meiner Eltern, aber ich dachte an den vorn geparkten Wagen und eilte deshalb um die Ecke herum, wo ich auch das offene Garagentor sah, das mir wie ein aufgeklafftes Maul entgegengähnte.

Nach dem Schuß war kein zweiter mehr gefallen. In meinem Innern tobte eine Hölle. Zu gut wußte ich, was man mit einem Schuß alles anrichten konnte. Da schlug die Kugel ein. Sie vernichtete ein Leben. Ob gut oder schlecht, ob reich oder arm, sie holte alle. Mit diesem Gedanken tauchte ich in die Garage ein, sah die Treppe und dahinter das Loch, das die offene Tür hinterlassen hatte.

Mit einem einzigen Sprung hatte ich die Stufen überwunden. Der nächste Schritt brachte mich in den schmalen Flur hinein, der in die Diele mündete, wo sich das Geschehen abspielte.

Ich hörte auch eine Stimme, ich hörte Geräusche, aber es war eine fremde Stimme, die mir trotzdem irgendwo bekannt vorkam. Sie erinnerte mich an einen Gruß aus der Vergangenheit.

Ich eilte weiter.

Und dann stoppte ich wie von einem Faustschlag getroffen. Mein Blick konnte die große Diele nicht voll erfassen. Etwas hinderte mich

daran. Eine pechschwarze Fläche, in der ich nur zwei rote Augen schimmern sah.
Jetzt wußte ich, wem die Stimme gehörte.
Dem Spuk!

***

»Ich will die Seele haben!«
Noch einmal wiederholte er den Satz, und kurze Zeit später hörte ich einen jammernden Laut, der nicht vom Spuk stammte, sondern von einer weiblichen Person.
War es meine Mutter gewesen?
Ich hängte mir das Kreuz um den Hals, denn ich wollte einen Schutz haben und zudem nicht im Hintergrund stehen und warten, was sich dort noch abspielte.
Den Spuk kannte ich natürlich. Waren wir in der Vergangenheit einmal Feinde gewesen, so hatte sich dieses Verhältnis jetzt verändert. Wir standen uns relativ neutral gegenüber, allerdings nur so lange, wie die Interessen des einen mit denen des anderen nicht kollidierten.
Und hier?
Wie würde es hier laufen?
Ich durfte mir einfach keine großen Gedanken darüber machen, denn es ging auch um das Schicksal meiner Eltern. Da mir die schwarze Wolke den Weg versperrte, nahm ich das Risiko auf mich und lief genau in den Spuk hinein.
Er hatte eine Gestalt, aber er war trotzdem gestaltlos. Es gab nichts in ihm, was mich an einem Weiterlaufen gehindert hätte. Keine Arme, keine Krallen, keine Griffe, die nach mir schnappten, es war nur die Masse, die ich durcheilen konnte oder auch nicht. Wenn der Spuk es nicht wollte, würde ich es nicht schaffen und verlieren, doch dieses Risiko ging ich einfach ein. Hier war der Punkt gekommen, wo ich nicht mehr abwägen konnte, ich mußte gegen die Macht des Schicksals ankämpfen.
Kälte erwischte mich.
So kalt war es sicherlich auch im Jenseits, dachte ich, denn sie legte sich wie ein Schmier um meinen Körper und sparte auch das Kreuz nicht aus, aus dem plötzlich so etwas wie ein Stück Eis wurde, das auf meiner Brust klebte.
Ich riskierte einen Blick nach unten und sah auch die farbliche Veränderung des Kreuzes. Es hatte einen Teil der Schatten aufgesaugt. Es war fleckig geworden. Der Spuk mochte es zwar nicht, aber er bekämpfte es auch nicht im eigentlichen Sinne. Er sorgte nur dafür, daß es neutralisiert wurde.
Und ich hörte ihn.
Seine Stimme drang in meinen Kopf. Sie füllte ihn aus, der nahm auf

mentaler Ebene den Kontakt mit mir auf und erklärte mir, daß ihm der Schatten gehörte. Er wollte ihm nicht dem Teufel überlassen, dieser Schatten sollte zu einer Beute seines eigenen Reiches werden, aber nicht in der Hölle landen.

»Wo ist er?« rief ich.

»Er hat sich einen Gastkörper gesucht!«

Diesmal hatte er gesprochen. Eine Stimme aus der schwarzen Wolke und nicht nur für mich hörbar, sondern auch für diese Person, die ich vor mir stehen sah.

Es war meine Mutter!

Ich sah den Rücken, und in diesem Augenblick interessierte mich nicht mehr der Spuk, sondern einzig und allein sie. Die schwarze Wolke ließ mich in Ruhe, als hätte sie meine persönlichen Gefühle erraten. Ich packte meine Mutter an den Schultern, und bekam plötzlich einen irrsinnigen Schreck, denn ihr Körper fühlte sich auf der einen Seite steif an.

Lebte sie denn normal?

Dann zerrte ich sie weg. Wie nebenbei bemerkte ich, daß ihr das Gewehr aus der Hand rutschte, aber ich war bereits dabei ein volles Risiko einzugehen, um sie zu retten.

Mit einer blitzartigen Bewegung streifte ich ihr die Kette mit dem Kreuz über den Kopf…

***

Es passierte. Es kam, wie es kommen mußte. Ich war froh, meine Mutter festgehalten zu haben, denn durch ihren Körper jagten plötzlich Zuckungen, die mich fast in Panik versetzt hätten. Sie schrie nicht, sie bewegte sich nur zwischen meinen Händen wie jemand, der von gewaltigen inneren Stößen geschüttelt wurde, und ich drückte sie dabei von der finsteren Erscheinung des Spuks weg.

Dann sah ich, was passiert war. Mary Sinclair, meine Mutter, hatte zu den Besessenen gehört. Der Schatten, der meinen Vater bereits unter Kontrolle gehalten hatte, war auch in sie hineingefahren, und hatte sie völlig verändert.

Sie war zu einer Puppe geworden, zu einer Marionette. Zu jemandem, der kein Leben im eigentlichen Sinne mehr spürte. Er hatte alles andere überdeckt und seinen bösen Keim hineingepflanzt. Es war die Seele gewesen, die ein gewisser St.Clair vor Jahrhunderten an den Teufel verkauft hatte.

Der Schatten wallte sich über dem Kopf meiner Mutter in die Höhe und damit der Decke entgegen.

Zwei Schatten verteilten sich in der Diele.

Der eine finster wie das All, der andere grau. Und dieser graue Schatten nahm allmählich die Umrisse eines Menschen an, der noch

immer weiter wuchs und sich nach vorn beugte, um nicht gegen die Decke zu stoßen. Ein gekrümmter Körper mit einem Kopf und einem Leib, denn so hatte der Teufel die Seele des Gilles de St.Clair geformt. Er hatte sie menschengleich machen wollen, aus welchen Gründen auch immer.

Um ihn kümmerte ich mich nicht, denn meine Mutter war jetzt wichtiger. Der Schatten oder die an den Teufel verkaufte Seele hatte zwar ihren Körper verlassen, sie beeinflußte auch ihren Geist nicht mehr, aber das zu überreißen und ihr ins Bewußtsein zu bringen, das würde verflixt lange dauern, und in der Zwischenzeit mußte sich einfach jemand um sie kümmern.

Ich führte meine Mutter zur Seite, nur weg von beiden Schatten, und ich sah endlich auch meinen alten Herrn, der am Boden hockte, sich mit dem Rücken gegen eine Wand lehnte, ins Leere starrte und neben sich eine Schrotflinte liegen hatte.

»John…?«

Das eine Wort, die eine Frage meiner Mutter machte mich glücklich. Es bedeutete, daß sie wieder normal und zu einem Menschen geworden war. Sie befand sich nicht mehr in den Klauen eines Höllengünstlings. Sie hatte mich erkannt, und sie wußte jetzt, daß sie unter dem Schutz ihres Sohnes stand.

»Bitte, nicht reden, Mutter. Du mußt dich jetzt schonen. Später wird sich alles klären…«

»Was ist denn passiert?«

Ich öffnete die Tür zu einem der Gästezimmer, weil es der mir am nächsten liegende Raum war. Ich schob meine Mutter hinein, schaltete das Licht ein und legte sie dann auf die Couch.

»Ich komme gleich zurück.«

»Ja, John, bleib nicht zu lange…«

»Keine Sorge.«

Sicherheitshalber schloß ich die Tür, als ich das Zimmer verließ. Ich wollte gerade wieder in die Diele, als es geschah.

War es ein Schrei? War es nur ein Saugen? Oder war es das Geräusch, das einen Tod begleitete?

Blitzschnell drehte ich mich und schaute zu, wie sich der Spuk die Seele holte…

***

In diesem Moment war ich wirklich fasziniert, denn ich konnte mich nicht erinnern, so etwas schon mal erlebt zu haben. Mir war wohl bekannt, daß der Spuk die Seelen der getöteten Dämonen in seinem unendlichen schwarzen Reich versammelte, aber wie er dies anstellte, bekam ich erst jetzt mit.

Da kämpften zwei Schatten gegeneinander. Ein pechschwarzer,

gestaltloser und ein hellerer, der einmal die unsichtbare Seele eines Menschen gewesen war, durch teuflische Kräfte aber einen bestimmten Umriß bekommen hatte.

Der Spuk war stärker.

Er holte sich die Seele.

Er wallte auf den Schatten zu. Er drang hinein, und es kam mir vor, als würden Schreie durch die Diele gellen, obwohl alles ruhig war und die Vernichtung des Schattens in einer gespenstischen Lautlosigkeit vor mir ablief.

Wäre er ein Mensch aus Fleisch und Blut gewesen, hätte er sicherlich nur geschrieen. So aber starb er lautlos, falls man überhaupt noch von einem Sterben sprechen konnte, denn er wurde einfach zerrissen. Es stimmte, der Spuk schaffte es tatsächlich, ihn in Stücke zu reißen, und er saugte jedes einzelne Teil auf, als hätte er ein riesiges Maul geöffnet, um den anderen zu schlucken.

Der Spuk vereinigte ihn in sich selbst. Und seine amorphe Gestalt bildete zugleich sein Reich, seine Dimension, die sich ausdehnen und zusammenziehen konnte, ohne von irgendwelchen Grenzen gestört zu werden.

Er fraß den Schatten.

Der Teufel verlor.

Und ich glaubte, bei seinem letzten »Biß« ein Aufleuchten in den roten Augen zu sehen.

Dann hörte ich ihn in meinem Kopf. Gedanken, die summten, die sich dann zu einem Satz zusammensetzten. Ein Fazit.

›Ich mußte ihn holen. Ich wollte ihn nicht dem Teufel überlassen. So etwas gehört mir…‹ Ich hörte nichts mehr von ihm. Ich sah auch nichts mehr, denn er war blitzartig verschwunden.

Zwei Personen blieben zurück.

Mein Vater und ich!

Und wir beide hörten plötzlich die schlurfenden Tritte, die sich der Diele näherten.

Ich drehte mich um. Die Gestalt war ebenfalls durch die Garagentür ins Haus gelangt. Ich sah sie nicht, aber ich wußte, wer das Haus betreten hatte.

Ich drehte mich um.

Gilles de St.Clair kam und er hatte das Haus der Sinclairs betreten, um zu sterben…

***

So wie er aussah, konnte es sich bei ihm nur um eine sterbende Person handeln, denn er besaß jetzt den Schutz des Teufels nicht mehr. Die Seele hatte sich der Spuk geholt. St.Clair war allein auf sich gestellt, es gab keinen, der ihm noch zur Seite stand, und er war alt,

uralt, und er mußte dieser Tatsache Tribut zollen.

Daß er es überhaupt noch bis in dieses Haus hineingeschafft hatte, kam für mich einem Wunder gleich. Nun aber, als ich ihn sah und er mich, da gab es nichts mehr, was seinen Körper hielt. Zwischen uns befand sich noch eine relativ große Distanz, die er unbedingt überwinden wollte, sich hochriß, auch seine Beine bewegte, aber bei jedem Schritt, den er tat, löste sich ein Stück von seinem Körper ab.

Ich hörte dabei das Knirschen und Brechen der alten Knochen. Da sackte zuerst das linke Bein weg und blieb als Rest aus Staub und morschen Knochen auf dem Boden liegen.

Der Arm fiel ebenfalls ab. Die ausgestreckten Finger berührten den Boden zuerst, und sie brachen ebenfalls mit knirschenden Geräuschen auseinander.

Der Kopf sank nach vorn.

Ich rechnete bei dem nächsten humpelnden Schritt damit, daß er abfallen würde, aber Gilles de St.Clair schaffte es noch einmal, ihn anzuheben, als wollte er mir einen letzten Blick des Abschieds zuschicken.

Das traf auch zu.

Der Kopf verlor seinen Kontakt mit dem Körper. Eine weitere Nickbewegung löste ihn ab, und mit einem letzten Schwung trudelte er dem Boden entgegen, verfolgt von meinem Blick.

Ich sah, wie er aufschlug.

Das platzende Geräusch durchdrang Mark und Bein. Er zerplatzte und zerknirschte und sah die Reste, wie sie sich auf dem Fußboden der Diele verteilten.

Noch stand der schiefe Körper.

Aber er bewegte sich, er zitterte in seinem Innern, als wären Würmer dabei ihn zu fressen. Zwei, drei Sekunden vergingen.

Urplötzlich war es vorbei.

Der Rest krachte zusammen. Und ich, der ich zuschaute, mußte mir wieder einmal klarmachen, daß es ein St.Clair war, ein Vorfahr, der Jahrhunderte später seinen Tod gefunden hatte.

Damit war es vorbei.

Ich drehte mich um.

Und mein Vater, der ebenfalls alles gesehen hatte, erwachte wie aus einem Traum.

»Mein Junge«, sagte er nur…

***

Sie waren gerettet worden?

Beide. Meine Mutter ebenso wie mein Vater, der sehr schnell in dem von mir alarmierten Notarztwagen lag und in das nächste Krankenhaus gebracht wurde. Auf mein Drängen hin war meine

Mutter zurückgeblieben. Sie hatte zwei Beruhigungsmittel bekommen und lag nun in ihrem Bett, in einem Zustand zwischen Schlaf und Wachsein.

Das Telefon funktionierte wieder. Es war alles so normal geworden. Aber es hatte ein Opfer gegeben.

Sergeant McDuff würde niemanden mehr ins Leben zurückrufen. Das zu verkraften, würde für meine Eltern und auch für mich nicht leicht sein. Zudem wollte ich in den folgenden Tagen hier in Lauder bleiben, denn meine Mutter brauchte jemanden, der ihr zur Seite stand.

Alles andere würde sich regeln lassen, wie so vieles im Leben, denn Leben bedeutet auch Hoffen und neue Chancen bekommen. Dafür lohnte es sich trotz allem, auf dieser Welt zu sein…

ENDE des Dreiteilers